H. Ref. 2202

H. Ref. 2202

Die neueste Zeit

in der

evangelischen Kirche

des

Preußischen Staates.

Ein praktischer Versuch

von

Carl Bernhardt König.

Motto: Melius est ut scandalum oriatur
quam veritas relinquatur.
S. Bernhardus.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1843.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beitrag
zu der
Geschichte der Feudalstände
im
Herzogthum Braunschweig
und
ihres Verhältnisses
zu
dem Fürsten und dem Volke,
veranlaßt
durch die
Schrift des Herrn v. Grone:
»Geschichte der corporativen Verfassung des Braunschweigischen Ritterstandes nebst Vorschlägen zu ihrer Reorganisation.«

Vom
Dr. W. J. L. Bode,
Stadt-Director in Braunschweig.

gr. 8°. Fein Velinpap. geh. Preis: 12 Ggr.

Ueber das
Verhältniß
Preußens zu Deutschland,
mit Rücksicht
auf die
Schrift des Herrn von Bülow-Cummerow:
Preußen, seine Verfassung u. s. w.,
von
K. Steinacker.

gr. 8°. Fein Velinpap. geh. Preis: 1 Thlr. 12 Ggr.

Die Aufgabe des Advocatenstandes
in
constitutionellen Staaten.
Von
K. Steinacker.

gr. 8°. fein Velinpap. geh. Preis: 20 Ggr.

A. eccl. 1261 (23

Die neueste Zeit

in der

evangelischen Kirche

des

Preußischen Staates.

Die neueste Zeit

in der

evangelischen Kirche

des

Preußischen Staates.

Ein praktischer Versuch

von

Carl Bernhardt König.

Motto: Melius est ut scandalum oriatur
quam veritas relinquatur.
S. Bernhardus.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Uebersicht des Inhalts.

Seite

Vorwort VII

Presbyterial- und Synodal-Verfassung 1

De Wette 4

Die neue Agende 4

Die Generalsuperintendenten 5

Geistliche Räthe 6

Die evangelischen Bischöfe 6

Das Bisthum zu Jerusalem 13

Die englische Kirche 15

Der alte kirchliche Lehrbegriff 19

Die symbolischen Bücher 20

Die Union 24

Der Weg nach Rom 25

Die Sabbathsfeier 27

Die Bibelgesellschaften 32

Der Gesangbuchszwang 36

Die Freien 39

Hoftheologen und Hofphilosophen 44

Die Ehescheidungen 46

Die Judenfrage 49

Was wir wollen 52

1. Die Kirchen-Collegien 57
2. Die Superintendenten 59
3. Das Consistorium 61
4. Das Ministerium 63
5. Die Seminarien 64
6. Die Gymnasien 68
7. Die Universitäten 71
8. Die historische Grundlage 71

Pro aris et focis 73

Vorwort.

Es giebt keinen Laut, der lieblicher in unseren Ohren klänge, der mächtiger zu unserm Herzen spräche, als das Wort Vaterland!

Nur der gebildete Geist vermag den Begriff dieses Ausdrucks in seiner allgemeinsten Bedeutung zu erfassen, wo derselbe die gleichen Sprach- und Stammgenossen bezeichnet. Dem Geistesarmen liegt das Vaterland zwischen der Hütte, die er bewohnt, und zwischen den Gräbern, in welchen die Väter ruhen; es wird begrenzt durch die Furche, mit welcher seine Feldmark endet, und hört auf, wo man die Glocken seines Dorfes nicht mehr hört.

Ist das Wort Vaterland ein wunderlieblicher Laut, so ist die Vaterlandsliebe ein wundersüßes Gefühl, uns unaussprechlich theuer in eigener Brust, wie hochachtbar in Anderen, die wir Patrioten nennen. Der Britte ist stolz auf sein Vaterland. Der Franzmann sucht Händel zu Ehren seines Vaterlandes. Der Deutsche liebt sein Vaterland. Bei dem jedoch, was die Vaterlandsliebe in Allen belebt, muß man offenbar zweierlei Zustände unterscheiden, den Krieg und den Frie-

den. Ein Angriff von Außen schaart alle Bewohner des Landes zu Einem Zwecke zusammen; wie aber sieht es im Frieden aus? Die Macht der Gewohnheit läßt uns zwar auch Patrioten sein, aber sie leitet zum Schlummer hin. Wo eine rege, allgemeine, segensreiche Vaterlandsliebe im Frieden gefunden wird, da entspringt sie jederzeit nur aus Einer Quelle. Sie erkaltet, entschläft, sie stirbt, wo Keiner im Lande erfährt, warum Dieses und Jenes im Staate so und nicht anders ist; wo Einer mit Wenigen Alles besorgt und die Anderen Nichts zu thun haben; wo man ganz willkürlich die Pflichten, und die Rechte von einander sondert, und despotisch sagt: Dieses müßt und sollt Ihr thun; was ich Euch geben will, das kommt auf mich an. Einen solchen Zustand kann wohl die Gewohnheit erträglich machen, allein es bedarf nur des geringsten Anstoßes von Außen, um die besseren Gemüther aufzurütteln und ihr Herz mit Kummer zu erfüllen, oder, nach Befinden der Umstände, mit freudiger Hoffnung zu beleben.

Der Verfasser ist ein Preuße und sagt dies ausdrücklich auf der ersten Seite, um Mißverständnisse zu verhüten und zur Beurtheilung seiner Rede den richtigen Maßstab zu liefern; ja, er muß ausdrücklich daran erinnern, daß sein Wohnort die Provinz Sachsen sei, weil bei der abgesonderten Verwaltung der größeren Landestheile es dem Schriftsteller, welcher sich im Praktischen versucht, sehr schwer nnd fast unmöglich fällt, sich vor

der Klippe zu hüten, daß er Vorschläge macht, die für den einen Theil des Staates ganz vortrefflich und für den andern höchst absurd sind. Wer hätte das noch nicht schmerzlich empfunden, der über preußische Zustände das Wort ergriffen hat? Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge kann es daher nicht ausbleiben, daß, wenn wir von unserm Vaterlande reden, wir bald ganz Deutschland damit meinen, bald den Staat oder das Ländchen im Sinne haben, welches wir bewohnen, bald sogar befangen sind im engen Kreise unsers Gaues. Das hat für den Leser oft viel Unbequemes, der fragen muß, auf welchen Punkt man zielt. Für den Redner aber hat es den Gewinn, daß er ganz nahe liegende Uebel handgreiflich schildern und seine freie Rede damit entschuldigen kann: Es sei das irgendwo in Deutschland geschehen. Dieses, tausend größere und kleinere Malicen begünstigende Versteckenspielen ist leider an der Tagesordnung, und wird wohl noch weit länger dauern, als die übertriebene Aengstlichkeit, mit welcher die Erzeugnisse der Literatur überwacht werden. Man hat sich bereits so daran gewöhnt, auf großen Umwegen sich seinem Ziele zu nähern, und nur errathen zu lassen, was man eigentlich meine, daß an ein offenes und sicheres Auftreten selbst dann nicht zu denken ist, wenn die Fesseln der freien Rede niederfallen. So schwanken noch lange die Passagiere umher, welche, ihr Schiff verlassend, das Land betreten, wiewohl sie unter sich festen Grund und

Boden haben. Die Furcht des Kindes stammt von der Ruthe ab, die einst hinter dem Spiegel steckte. Der Verf. braucht weniger ängstlich zu sein, weil seine vaterländische Gesinnung längst ihre Anerkennung fand. Er kann es mit dem, was er sagen wird, nicht übel meinen, weil er vor hundert Anderen dem Staate zu Dank und Liebe verpflichtet ist. Er muß reden, weil er im Schweigen Gefahr erblickt für die heiligsten Interessen seines Vaterlandes, und weil er gefunden, daß seine Redeweise Gönner und Freunde hat. Vielen und einflußreichen Männern wird sein Wort ein Stein des Anstoßes sein. Ja, die Zionswächter werden kommen und die Fortdauer seines evangelischen Lehramts in Frage stellen. Er ist vollkommen gefaßt darauf. Ohne Kampf kein Sieg. So kann es nicht länger bleiben im Kirchlichen, wie es bisher gewesen ist. Rückwärts wollen wir nicht; wohlan denn, Ihr Freunde in Morgen und Mitternacht, so habt denn den Muth, Euer Vorwärts auszusprechen. Das Versteckenspiel muß ein Ende nehmen. Die Welt muß nunmehr erfahren, wer rückwärts und wer vorwärts will.

Der Verfasser.

Vor fünfundzwanzig Jahren war die evangelische Kirche im preußischen Staate nahe daran, völlig umgestaltet zu werden. Schon waren die gedruckten Entwürfe der neuen Presbyterial- und Synodal-Verfassung überall verbreitet, schon herrschte allgemeine Freude über eine Einrichtung, welche bestimmt war, die gemeinschaftliche Thätigkeit der Geistlichen und achtbarsten Kirchenglieder ins Leben zu rufen und einen Zustand herbeizuführen, bei welchem die wahren Bedürfnisse der Kirche am ersten zum Vorschein kommen, und Viele, die bisher gleichgültig zugeschaut hatten, selbst Hand anlegen mußten, um den nothwendigen Bau zu begründen und zu vollenden. Da wurde ganz unerwartet den Bauleuten Halt geboten, das so gut Begonnene gerieth ins Stocken, die gegebenen Erlasse wurden nicht zurückgenommen, sondern nur ihre Ausführung suspendirt.

Ein berühmter Theologe, Friedrich Schleiermacher, hat über diesen auffallenden Verlauf der Dinge uns den merkwürdigen Ausspruch hinterlassen:

„daß diejenigen Männer, welche damals, als in Preußen vom Landesherrn selbst, mit der lebhaftesten Zustimmung von Seiten der Gemeindeglieder, eine Reform des Kirchenwesens durch Einführung einer im Entwurfe schon ausgearbeiteten Presbyterial- und Synodal-Verfassung in Vorschlag gebracht worden war, den Gang der Sache nach den ersten Schritten auf eine geheimnißvolle Weise aufgehalten haben, der ganzen evangelischen Kirche in hohem Grade verantwortlich seien!“

Wie das gekommen, und was jene Störung herbeigeführt, ist längst kein Geheimniß mehr. Der Schlag, welcher die Kirche traf, war eine Rückwirkung der Politik. Von dem Augenblicke an, wo unsere freisinnigen Staatsmänner dem mächtigen Einflusse derer weichen mußten, denen volksthümliche Institute ein Dorn im Auge waren, wurde die kaum begonnene Reformation der Kirche als eine verderbliche Neuerung bei Seite geschoben. Man könnte dieses Schicksal, welches die Kirche traf, mit dem Loose eines Jünglings vergleichen, welcher mit eigener Lust und Neigung und mit freudiger Zustimmung seiner Eltern einen Beruf erwählte, in welchem er viele Hoffnung erregte und mit voller Jugendliebe glücklich war, bis plötzlich auf Befehl des Vaters er den bisher verfolgten Pfad verlassen und einen andern Stand ergreifen muß. Er gehorcht, doch ungern; seines Herzens Sehnen gilt der hoffnungsvollen frühern Zeit, und nur beklommen kann er hin auf Andere schauen, die, begünstigt durch ein freundlicheres Geschick, nach ihrer Neigung leben.

Befremden darf uns diese Wendung der Dinge eigentlich gar nicht. Nur müssen wir das bei der Beurtheilung dieser Zustände immer festhalten, daß, bei der damals anhebenden Reformation der Kirche, auch, und zwar vorgängig, das Staatsleben in der Organisation begriffen war. Wenn hier zu einem Systeme zurückgekehrt wird, nach welchem der hülfreiche Rath und Beistand der Staatsbürger als überflüssig erscheint, wenn hier die öffentliche und freimüthige Besprechung als ungehörig, ja als strafbar zurückgewiesen wird, wenn hier bloß regiert und gehorcht werden soll, wie ließe da es sich denken, daß gleichzeitig den nämlichen Bürgern vollständige Freiheit in Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten bewilligt und ihnen allenthalben eine berathende Stimme eingeräumt werden sollte? Nein, kehrte man in bürgerlicher Beziehung zum alten Regimente zurück, so mußte das Nämliche consequenter Weise auch im Kirchlichen geschehen, wohlverstanden, die neue Kirche war erst im Wer-

den begriffen. Zu behaupten, daß eine fest organisirte Kirche jede Mode der Staatskleidung mitmachen müsse, fällt uns gar nicht ein.

Es kann hier nicht unterlassen werden, die der Kirche damals zugedachte neue Verfassung, ihrem Werthe nach, mit der ältern, bis dahin gültigen, ganz kurz zu vergleichen.

Auch hier lassen wir den Mann reden, der, als er noch lebte, sich hoher Gönnerschaft zu erfreuen hatte, dessen Lehren im Drucke erscheinen durften, und für dessen Aussprüche wir schwerlich verantwortlich gemacht werden können. Friedrich Schleiermacher sagt:

»daß die Consistorial-Verfassung nur als ein Durchgangspunkt betrachtet werden könne, auf welchem sich die evangelische Kirche in den meisten Ländern für ihr wahres Wohl schon allzulange verweilte. So viel sei gewiß, daß mit einer bloßen Reinigung und Verbesserung der Consistorial-Verfassung so gut als Nichts zu gewinnen sei, indem sich diese von der Aehnlichkeit mit den administrativen Staatsbehörden nicht losmachen könne, und es ruhe, wie die ganze Periode seit der Reformation sattsam beweise, der Unsegen auf ihr, daß das ganze Kirchenregiment in die Formen der Staatsverwaltung gegen seine Natur gedrängt werde, und daß die Mitglieder keine andere Vollkommenheit suchen, als diese, und ihre höchste Ehre darin setzen, Staatsdiener wie die anderen Räthe des Königs zu sein.« —

Wir kehren jetzt zurück zu dem Zeitpunkt, den wir verlassen haben und fragen: Wenn man damals die ersehnte Presbyterial- und Synodal-Verfassung bei Seite schob, was hat man denn beliebt an ihrer Stelle, hat man die alte, kaum noch dem Sturze nahe alte Consistorial-Verfassung ausgeflickt, oder was hat man sonst gethan? Man hat vielleicht am meisten für sich, wenn man den neuen Zustand so bezeichnet: Der letzte Schein der Selbstständigkeit der Consistorien ist damals verschwunden, und der letzte Rest der Kirchengewalt auf die Krone übergegangen.

Den Anfang dieser Periode bezeichnet ein beklagenswerthes Ereigniß, die durch weltlichen Machtspruch bewirkte Dienstentsetzung eines akademischen Lehrers, hochverdient um die Wissenschaft, eine Zierde der Hochschule, auf welcher er wirkte, der Stolz seiner zahlreichen Freunde. Sein Name ist De Wette. Das vergebliche Bemühen, seinen Sturz zu verhindern, benahm den obersten Vertretern der Kirche allen Muth, sich ferner freisinnig zu äußern, und es trat bei ihnen zuerst der Zustand des blinden Gehorsams ein.

Der hochselige König war ein gottesfürchtiger Monarch, und das Wohl der Kirche ihm wahre Herzenssache. Herbe Verluste, schwere Schickungen hatten seinen Sinn schon früh auf Gott gelenkt, und in seinen alten Tagen gefiel er sich in dem Bestreben, der christlichen Kirche in seinen Landen allen möglichen Vorschub zu leisten. So wurde das Land mit einer neuen Agende überrascht, welche direct aus dem Cabinette des Fürsten hervorgegangen war. Die Gabe erregte an sich und ihres Ursprungs halber vielseitigen Widerspruch; doch siegten gar bald die Mittel der weltlichen Macht über die widerstrebenden Geistlichen, denn jede Einrede der Kirchenglieder und Vorstände wurde zurückgewiesen. Versprechungen, Beförderungen, Ehrenzeichen führten zum Ziele, ja die Welt erlebte das rührende Schauspiel, zu sehen, wie würdige Geistliche, bisher bewährt als echte Protestanten, im Ringen ihrer Ueberzeugung mit der Liebe zu ihrem allverehrten Könige, zuletzt der Macht der Liebe unterlagen und voll Resignation bekannten: Nun, da wir wirklich wissen, daß es unser guter König will, so wollen wir nachgeben.

Nun und nimmer darf hierbei übersehen werden, daß Friedrich Wilhelm der Dritte ein vieljähriger treuer Freund seiner Preußen war. Er war als Steuermann bewährt im Sturme, darum hing ihm das Schiffsvolk an. Schwerlich dürfte einem minder erfahrenen, minder bewährten Fürsten das gelingen, was ihm gelang. Aus herzlicher Verehrung gegen ihn haben Viele bei seinem Leben ein Auge zugedrückt, und auch nach seinem Tode mögen aus Pietät gegen den

verstorbenen Landesvater sie in den Pulten verschlossen bleiben die zahllos vorhandenen Beweise dafür, daß, um ihres Königs Wunsch und Willen durchzuführen, damals gar manche seiner Diener zu den jämmerlichsten Mitteln ihre Zuflucht nahmen, und daß in jenen Tagen häufig der Schein des Verdienstes statt des Verdienstes glänzenden Lohn empfing. Im Allgemeinen darf gewiß behauptet werden, daß ein Fürst nichts Gefährlicheres für seine Ruhe unternehmen kann, als den Versuch, seine eigenen Lieblingsansichten in Sachen der Religion durchzuführen. Des Widerspruchs ist kein Ende, Glaubens- und Gewissensfreiheit werden vorgeschoben und der Name des Herrn, der hocherhaben über dem gewöhnlichen Treiben der Leidenschaften stets in ungetrübtem Glanze erscheinen sollte, wird zu Parteizwecken gemißbraucht.

In jene Tage, wo durch Cabinetsordres die Zustände der Kirche verändert wurden, fällt die allgemeine Anstellung von Generalsuperintendenten, welcher die Herstellung der bischöflichen Würde vorangegangen war.

Was die Anstellung oder vielmehr die allgemeine Einführung von Generalsuperintendenten betrifft, so war das nur eine consequente Durchführung dessen, was hin und wieder längst bestand. Dieses Institut ist echt protestantischen Ursprungs; ein Aufseheramt im größern Kreise, ein erwünschter Beistand des Consistoriums, eine schnelle Hülfe in eiligen, eine discrete Vermittelung in schwierigen Fällen. Gar ein herrliches, hochwichtiges Amt das des evangelischen Generalsuperintendenten, welches seine reiche Ehre in sich selber trägt. Schade, daß dieses unaussprechlich wichtige Amt so selten ist. Der Sprengel ist viel zu groß, der zu verwaltenden Geschäfte sind zu viel, als daß Ein Mann den hohen Posten ausfüllen könnte. Ein wesentlicher Uebelstand hierbei dürfte es sein, daß dieser hohe Beamte zugleich durch Pfarrgeschäfte gebunden, Pastor an einer bestimmten Gemeinde ist. Ja, die Verhältnisse sind in dieser Beziehung noch so wenig geordnet, daß das Pastorat bei der Anstellung zuweilen als Hauptsache betrach-

tet und die zehnfach wichtige Generalsuperintendentur hinten daran gehängt wird.

Wer als evangelischer Geistlicher im preußischen Staate es gut meint mit der heiligen Sache, die er betreibt, der rede laut dafür, daß zur einflußreichen Stelle eines Generalsuperintendenten immer nur solche Männer gewählt werden, welche als Pfarrer zuvor Gelegenheit hatten, sich vielseitige Kenntnisse und Erfahrungen einzusammeln; der bezeuge öffentlich, daß ohne beständige Stellvertretung im Pfarramte kein Generalsuperintendent seinen Posten ausfüllen könne; der fordere laut und wiederholt, daß jeder Regierungsbezirk seinen besondern Generalsuperintendenten erhalte, denn Ein Generalsuperintendent für Eine Million evangelischer Christen, Eine Generalsuperintendentur für Neunzig Specialsuperintendenturen, das scheint denn doch wirklich etwas zu wenig zu sein!

In den schon vorhandenen geistlichen Räthen bei den verschiedenen königlichen Regierungen hat man ja die beste Pflanzschule für jenen hohen Posten. Freilich wäre damit wenig oder nichts gedient, wenn man diesen Männern alle ihre bisherigen Arbeiten lassen, ihnen keine größere Unabhängigkeit gewähren, sie vielleicht gar für den Titel mit neuen Lasten belegen wollte. Wer eine Reihe von Jahren hindurch tüchtiger geistlicher Rath bei einem Regierungs-Collegio gewesen ist, ein Fall, der sehr oft vorkommt, ja als Regel angenommen werden kann, weiß besser Bescheid in seinem Bezirke, als der Obere, der nur von Zeit zu Zeit einmal lauschen und horchen kann. Daß also die auf öftere Reisen angewiesenen, zu Generalsuperintendenten promovirten, geistlichen Räthe fortwährend einen Stellvertreter im Regierungs-Collegio besitzen müssen, das ist es, was wir meinen.

Die mehrfache Verleihung der bischöflichen Würde in unserm Lande, muß hier gleichfalls besprochen werden.

Sie leitet ihren Ursprung aus der gottesfürchtigen Gesinnung und aus dem großmüthigen Entschlusse unsers ver-

storbenen Königs, die evangelische Kirche zu Ehren zu bringen. Beiläufig sei es bemerkt, der hochselige König war so gut, daß jeder der verschiedenen Stände behauptete, daß er der Liebling sei. Das Militair sagte mit Stolz: Uns zieht er allen Anderen vor. Die Geistlichen durften gestehen: Solche Ehre ist uns noch von keinem Fürsten widerfahren. Die Mediciner, um die sich sonst kein Mensch bekümmert hatte, empfingen einen Theil der königlichen Fürsorge nach dem andern ꝛc. Ja, ausdrücklich sei es hervorgehoben, wir Geistliche würden recht undankbar sein, wenn wir den edlen Sinn des Fürsten selbst dann nicht ehren wollten, wenn seine Ansichten nicht die unserigen waren. Es giebt viele entschiedene Gegner der bischöflichen Würde in unserer Kirche, und zwar aus folgenden Gründen:

Der flüchtigste Blick auf das große Reformationswerk lehrt, wie die, so es betrieben, dahin kamen, die Bisthümer zu secularisiren. Anfangs dieselbe Scheu wie vor dem Papste, anfangs der bescheidene Zweifel, ob denn auch wohl Alles mit diesem Herrn in Ordnung sei. Dann die ernstliche Mahnung, das weltliche Herrscherleben aufzugeben. Zuletzt, da Alles nichts helfen wollte, der echt protestantische Schluß: Euch kennt die Bibel nicht, marsch, fort mit Euch! Die tüchtigsten Gelehrten unserer Tage sind einig in der Behauptung, daß die Reformatoren ihre guten Gründe hatten, die Bischöfe abzuschaffen. Den nächsten Gedanken an Wiederherstellung dieser Würde gab vielleicht die Liebe zur Parade ein. Man fand bei öffentlicher Feier, daß der protestantische Geistliche neben dem katholischen zu dürftig da stand. Die reiche Garderobe des Schauspiels verwöhnte nicht minder den Blick, wohlbekannte Sänger stimmten das vielbekannte Lied von der evangelischen Schutz- und Schirmherrschaft an, da wurden evangelische Bischöfe creirt und empfingen ein großes goldenes Kreuz auf ihre Brust. Was sich dagegen sagen läßt, liegt klar am Tage. Weder die reformirte, und sie am allerwenigsten, noch die lutherische Kirche redet äußerm Pompe das Wort, und beide sind einig

in der Behauptung, daß jede Begünstigung dessen in der evangelischen Kirche, was sinnereizend in die Augen fällt, uns Rom immer näher bringe. Lassen wir die neueste Vergangenheit als Erfahrung reden, so liefert sie uns das Resultat, daß, im ersten Stadio ihres Entstehens, die bischöfliche Würde in der evangelischen Kirche keinen Nachtheil stiftete, daß aber für die Folge wesentliche Nachtheile zu befürchten sind. Hierüber nachstehende nähere Erörterung. Die zuerst ernannten Bischöfe waren Männer (die heute in den Residenzien noch lebenden unter ihnen sind die besten Beweise für unsere Behauptung), die in verschiedenen niederen Stellungen sich zu den höheren Aemtern tüchtig ausgebildet hatten, es waren und es sind noch heute Männer, deren trefflichem Charakter Jeder Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ihre persönliche Würde war längst begründet, als sie Bischöfe wurden, darum brachte dieser Titel in ihrem Verhalten auch nicht die geringste Veränderung hervor. Mit nicht größerer Verehrung, mit nicht größerem Vertrauen nahten sich ihnen ihre Untergebenen, und sie selbst sind nicht stolzer geworden. Ganz anders ist das mit dem, der von ferne kommt, dem der Bischofstitel zur unwiderstehlichen Lockspeise dient, alte liebe Bande zu zerreißen, um zu größerer Herrlichkeit einzugehen. Ja, das ist allerdings zu befürchten, daß ehrgeizige Menschen diesen Titel zum Ziel ihrer Wünsche wählen, und, weil die weltliche Macht diesen Titel zu vergeben hat, alles Mögliche thun werden, um, sei es auch auf Kosten der Kirche, dieser zu gefallen. Deshalb kann es auch einem evangelischen Pfarrer nicht übel gedeutet werden, wenn er sagt, wir brauchen keine Bischöfe.

Ich bin getauft als ein lutherisches Christenkind, doch ist mir's verboten, mich Lutheraner zu nennen, und ich gehorche hierin gern. Als Jüngling war mein Stolz, ein Protestant zu sein, doch wurde dieser Protestanten-Name gleichfalls mit Interdict belegt, und ich gehorchte ungern. Gegenwärtig gestattet man mir, bis auf Weiteres mich als evangelisch zu bezeichnen, demnach bin ich, so lange als keine

Contreordre kommt, ein Evangelischer. Aus meinem Lutherthume aber und aus meinem Protestantismus klebt mir das noch an, daß ich über Alles, was meinen Glauben und die Kirche angeht, ohne Rücksicht meine Meinung sage. Hier stehe ich nämlich als verbotener lutherischer und untersagter protestantischer, gegenwärtig gnädigst concessionirter evangelischer Geistlicher auf dem nämlichen Grund und Boden, auf welchem Luther stand. Was er für Wahrheit hielt, das hat er verkündigt, und was wäre denn aus der Reformation geworden, wenn man ihm zu schweigen geboten hätte? Freilich stehen hierbei sich zwei Theile schroff entgegen. Die Einen, welche schon ziemlich unverhohlen die Reformation, wie die Schlacht von Navarin, ein beklagenswerthes Ereigniß nennen, und die Anderen, welche versichern, es sei die höchste Zeit, sich mit Händen und Füßen zu sträuben, um nicht, halb mit Bitten und halb mit Zwang, unter das römische Joch zurückgeführt zu werden. Das aber ist der ärgste Fluch der französischen Herrschaft in meinem Vaterlande, daß ein polizeiliches System in ihrem Gefolge war, welches die freimüthigen Aeußerungen patriotischer Männer überwachte, und nur die Mittheilung dessen zuließ, was in den seligen kaiserlichen Kram paßte. Die Unterdrückung der Rede freimüthiger Männer ist die ärgste Schande, welche eine deutsche Verwaltung treffen kann.

Auch das noch trage ich kein Bedenken über die Bischöfe auszusprechen. Der königliche Hochsinn bewilligte ihnen den Rang eines Oberpräsidenten, also des ersten Beamten nach Wirklichen Geheimen Räthen und Ministern. Das scheint zu viel zu sein. Die protestantische Kirche ist überhaupt jeder Rangordnung ihrer Lehrer fremd, und die Consistorial-Verfassung, die bei uns noch nicht aufgehoben ist, dürfte sich niemals mit dieser Bestimmung befreunden. Hier die Gründe dafür. In unserer Civilverwaltung gilt der Grundsatz, daß Niemand zu höheren Würden befördert wird, der nicht die niederen Stellen durchlaufen ist. Nie wird ein Referendar, nie ein Land- oder Regierungsrath, nie ein Regierungsdi-

rector zum Minister erhoben, daran sind wir gewöhnt. Einen Prediger, vielleicht seiner Rednertalente wegen über alle Räthe eines Collegiums, über den Director, über den Chefpräsidenten zum Range eines königlichen Oberpräsidenten zu erheben, das muß als bedenklich von selbst in die Augen springen. So rede ich als Preuße, und setze als Mann, der die Erfahrung eines Vierteljahrhunderts im Rücken hat, noch Folgendes hinzu. Eine vieljährige Beobachtung sagt mir, daß die Zweiten im Amte fast ohne Ausnahme die tüchtigsten Leute sind. Man denke an die vortragenden Räthe in den königlichen Ministerien und beantworte sich im Stillen die Frage, ob ihr Geschäftskreis und ihre Leistungen nicht allen Respekt einflößen. Vorzüglich im Auge haben wir hierbei jedoch eine Beamtenklasse in unserm Staate, welche durchgehends sich der aufrichtigsten Hochachtung des, wahres Verdienst nicht übersehenden Publikums zu erfreuen hat, nämlich die Regierungsdirectoren, die Dirigenten der verschiedenen Abtheilungen. Es sind in der Regel Männer von Einsicht, Charakterfestigkeit, unermüdlicher Thätigkeit, deren Stelle immer sehr schwer zu ersetzen bleibt. Daß das so ist, kommt insbesondere dem Kirchen- und Schulwesen zu statten, welches so vielseitig von der weltlichen Regierung abhängt. Das Departement, in welchem der Verfasser lebt, hat das große Glück gehabt, in einer langen Reihe von Jahren, in welcher aus der Mitte der hochgeachteten betreffenden Regierungs-Abtheilung ein Mitglied nach dem andern durch Tod oder Versetzung ausgeschieden ist, nur Einen Director und in seiner Person einen Mann zu haben, dem in seinen freiwillig erwählten Ruhestand die allgemeinste und unbegrenzte Hochachtung seiner Umgebung und Untergebenen gefolgt ist, und manche königliche Regierung kann genannt werden, wo dasselbe günstige Verhältniß stattfindet. Da meinen wir nun, bei solcher ehrenvollen Stellung der Regierungsdirectoren, genüge es völlig, die oberen protestantischen Geistlichen diesen höheren weltlichen Beamten im Range gleichzustellen. Eine Erhebung über Regierungsdirigenten

und Chefpräsidenten, eine Gleichstellung der Oberpräsidenten schmeckt uns, offen sei es gesagt, nach Hierarchie.

Bezweckt man mit solcher Auszeichnung wirklich in protestantischem Werthgefühle eine Gleichstellung der evangelischen mit den katholischen Bischöfen, so kommt man damit viel zu spät. Aus gnädigen Rücksichten gegen das transalpinische Oberhaupt der Kirche, welches seine Untergebenen aus weiter Ferne so gut zu vertreten weiß, daß die weltliche Macht diesen kein Haar krümmen darf, hat man die katholischen Bischöfe fürstlich ausgestattet, und sich nicht bloß begnügt, aus der Staatskasse Alles zu gewähren, was zum Ueberflusse dient, sondern sogar sich noch obendrein durch feierliche Verträge mit dem auswärtigen Oberhaupte ausdrücklich verpflichtet, als Unterpfand für die pünktliche Leistung der Hunderttausende für die katholische Kirche liegende Gründe des Staatsguts zur Hypothek zu stellen. Neben solchen Maßregeln, vollzogen an einzeln stehenden Männern, ohne Familie, denen somit volle Mittel gewährt werden, mit allem Pompe aufzutreten, und jährlich Tausende zu ihren Parteizwecken öffentlich oder im Stillen zu verwenden, stehen unsere Verhältnisse höchst ärmlich da. Doch geht, beiläufig sei es bemerkt, dieser Zustand herab bis zum untersten Range. Die letzten katholischen Pfarrer haben nicht selten Mittel in den Händen, welche ihnen der Staat gewährt, ihrer Confession den Vortritt zu verschaffen. Sie gewähren armen Kindern Bücher, Kleidung, Speise, sie unterstützen arme Eltern mit Geld, sie verheißen ihren Freunden Lohn und zeitliche Vortheile mancherlei Art; doch soll hiervon weiter keine Rede sein.

Die höchste Auszeichnung, welche unseren Bischöfen widerfährt, ist unstreitig die, daß ihnen in gewissen Fällen der Zutritt zum Allerhöchsten Cabinette offen steht. Das ist höchst liberal gedacht gegen die evangelische Kirche, zieht aber auch so oft die Krone auf ein ihr fremdes Gebiet, daß wir so wenig für Kirche als Staat hiervon besondern Segen erwarten. Es wird sich Gelegenheit finden, hierüber

ausführlicher zu reden. Wir betrachteten bisher die evangelische Kirche unsers Landes in der neueren Zeit, und mag das bisher Gesagte als Einleitung gelten zu dem, was in der neuesten Zeit als Stoff der öffentlichen Besprechung vorliegt.

Auf die bevorstehende Umgestaltung der evangelischen Kirche im preußischen Staate sind Vieler Blicke hingewandt, es herrscht eine große Spannung der Gemüther, und selbst die politischen Zeitungen, wohlwissend, was das Publikum verlangt, sind voll von Gerüchten, die sich auf das Kirchliche beziehen.

Fast scheint es, als ob man an eine Ueberraschung dächte. Die vorhandenen Pläne werden so geheim gehalten, die mitwirkenden Personen beobachten ein so strenges Incognito, die ins Publikum gelangenden Nachrichten sind unter einander so widersprechend, daß Niemand das Kommende errathen kann. Dieser Zustand hat für die Geistlichen des Landes, so wie für die der Kirche zugewandten Glieder, etwas höchst Peinliches, und wenn man absichtlich darauf losginge, eine Opposition ins Leben zu rufen, so könnte man keinen bessern Weg dahin wählen, als den bisher eingeschlagenen. Es handelt sich hierbei offenbar um mehr, als den Erlaß einiger Verwaltungsmaßregeln, es handelt sich um Glaubens- und Gewissensfreiheit vieler Millionen, unter denen ein großer Theil nicht geneigt ist, die Befriedigung seines religiösen und kirchlichen Bedürfnisses von den Lieblingsneigungen einzelner Personen abhängig zu machen. Unter den verschiedenen Gerüchten, welche einander durchkreuzen, sind wohl folgende die bemerkenswerthesten.

Obenan steht die Nachricht, wir würden eine, der englischen ähnliche, Kirchenverfassung erhalten, und wird dabei versichert, man beabsichtige damit eine imposantere Stellung aller Protestanten Rom gegenüber. Dieses Gerücht hat festern Halt gewonnen durch die Sendung einiger Geistlichen nach London, durch die Wahl unsers dortigen Gesandten und hauptsächlich durch die Errichtung des, wie aus den

Wolken gefallenen, evangelischen Bisthums zu Jerusalem. Ueber dieses müssen wir nothwendig ein paar Worte reden.

Jede bestehende Religionsgesellschaft hegt den natürlichen Wunsch ihrer Erweiterung, und je mehr Leben in ihr ist, desto reger wird ihr Streben sein, sich auszubreiten. Der Gedanke, den in Syrien zerstreuten Protestanten einen Einigungspunkt, den Unglücklichen einen Zufluchtsort, den um ihres Glaubens willen Verfolgten einen Schutz zu gewähren, hat so viel Ansprechendes an sich, daß man getrost behaupten kann, längst vor Ausführung jener Maßregel hat es Viele gegeben, die sich mit der Frage beschäftigten: Sollte wohl jetzt der Zeitpunkt nicht herbeigekommen sein, wo die christlichen Mächte die dem frommen Gemüthe ehrwürdigen Stätten des heiligen Landes in ihre besondere Obhut nehmen? So ansprechend die Idee, eben so mißbeliebt ist die gewählte Ausführung. Zunächst tadelt man die große Eile und die Verschmähung jedes Rathes, mit welcher das Institut hervorgerufen wurde. Alles, was im Leben feste Wurzel fassen soll, will vorbereitet sein. Die weisesten und mächtigsten Fürsten haben es nicht verschmäht, bei Ausführung ihrer Pläne zuvor die öffentliche Meinung zu sondiren, die Gemüther empfänglich zu machen für ihr Vorhaben. Diese Begrüßung des Volks hat noch jederzeit gute Folgen gehabt. Es kommen namentlich auf diese Weise eine Menge Umstände zur Sprache, es wird so mancher mögliche Mißgriff zuvor aufgedeckt, woran auch der Klügste, wenn er für sich allein handelt, nicht denken kann. Nun scheint es zwar, als ob der Enthusiasmus im Volke groß sei über die getroffene Veranstaltung, es scheint aber nur so, und wird sich kein gesundes Urtheil durch die Größe der colligirten Summe bestechen lassen. Wo noch ein guter deutscher Fürst zu seinem Volke sprach: Ich wünsche, daß Ihr Geld gebt, war auch das Geld da, und als Herzenswunsch ihres Königs hatten unsere Obern diese Collecte nachdrücklichst empfohlen. Da selbst Commandeure ihren Soldaten einen Silbergroschen vom

Solde abgezogen und für das Bisthum in Jerusalem eingesendet haben, so kann der Ertrag nicht anders als bedeutend ausgefallen sein. Vielleicht wäre das Doppelte und mehr noch eingekommen, wenn man die ganz unerklärliche Hast vermieden, und die Gemüther vorbereitet hätte. Man ist ja sonst so freigebig mit statistischen Nachrichten, warum hat man in diesem Falle die Belehrung des Publikums unterlassen, es verschmäht, ihm zu sagen, wie stark überhaupt die syrische Bevölkerung, und wie groß die Anzahl der verschiedenen Religionsbekenner ist, warum hat man unsere Wißbegierde nicht befriedigt, uns angezeigt, wie viel deutsche evangelische Christen, und namentlich wie viele Preußen wohl jährlich nach Jerusalem kommen und was das für Leute sind, so daß uns die Nothwendigkeit in die Augen sprang, dort hülfreiche Hand zu leisten? Auch manche Einwendungen der Gegner hätten eine gründliche öffentliche Widerlegung verdient, z. B. folgender: Kein Christ würde Syrien zum Reiseziele wählen können, wenn nicht der Reisende in den dortigen Klöstern ein sicheres Obdach fände. Die katholische Bevölkerung dieser Klöster übte bisher, ohne alle Rücksicht auf die Confession, große Gastfreundschaft aus, die sich im Hospital zu Jerusalem sogar bis zur dreißigtägigen unentgeltlichen Verpflegung erhob. Durch die Errichtung eines evangelischen Bisthums werden jene katholischen Institute sich verletzt fühlen und die natürliche Folge davon wird die sein, daß sie den protestantischen Reisenden ihren Beistand versagen. Das scheint gar Manches für sich zu haben, und wir Geistliche wissen nicht, wie wir auf diesen und ähnliche Einwürfe der Kirchenglieder antworten sollen, da man uns ohne Belehrung ließ. Die getroffene Vereinigung aber mit England mag uns gar nicht gefallen, sie verletzt in mancher Beziehung unser Nationalgefühl. Daß die Insulaner bei ihrer Ausbreitung des Christenthums in fernen Erdtheilen noch andere als christliche Zwecke im Auge haben, ist offenkundig, und daß sie auf Syrien besonders ihre Blicke richteten, daran zweifelt wohl Niemand. Sie

können in diesem Lande unmöglich beliebt sein und sind es auch nicht. Ein gemeinschaftliches Auftreten mit ihnen eben in dieser Zeit, verdächtigt die gute Sache. Auf unserer Seite handelt die Krone, mit wem? mit der englischen Regierung vielleicht? Ach nein, diese ignorirt dem Scheine nach das Opfer, welches unser König reicht, und eine Privatgesellschaft bringt die fehlenden Mittel auf. Und der sehr ehrwürdige und sehr geachtete, auch sehr fromme englische Erzbischof von Canterbury, welcher den Gegenstand zum öffentlichen Vortrag brachte, nun, der ist offenbar nicht um ein Haar bescheidener, als sein Herr Vetter, der Erzbischof von York, vor einhundertundvierzig Jahren war. Dieser wohlselige Mann hielt es gar nicht der Mühe werth, dem preußischen Bischofe auf seine höflichen Briefe zu antworten, und unser heutiger guter Freund in London drückt schmeichelhafter Weise die Erwartung aus, daß das neuerrichtete, von unserer Krone so edelmüthig bedachte Bisthum zu Jerusalem dazu dienen werde, unsere deutsche protestantische Kirche von den ihr anklebenden Unvollkommenheiten zu reinigen und sie zu dem preiswürdigen Zustande der Kirche von Alt-England empor zu heben.

In der That, beabsichtigt man wirklich eine nähere Verbindung mit der englischen Kirche, so kann dieser erste Schritt dazu nur als verunglückt betrachtet werden.

Was aber gar das Vorgeben betrifft, als bezwecke man auf solche Weise eine festere Haltung gegen Rom, so scheint es wirklich, als ob die Breschbatterie gegen Sanct Peters Schloß in etwas zu weiter Distance angelegt sei. Wenn man dazu Lust hatte, konnte man die Sache näher haben. Auch dürfte nach mancher Leute Ansicht ein solcher Schritt weit eher Rom näher führen, als davon entfernen.

Um das Unwahrscheinliche einer Einführung der englischen Kirchenverfassung in Deutschland zu begreifen, muß man nachstehende Verhältnisse in Erwägung ziehen. Schon ein Blick auf ihren Ursprung ist höchst lehrreich.

König Heinrich der Achte von England war bekanntlich ein heftiger Gegner unsers deutschen Luthers. Beide Männer brachten Rom die größte Wunde bei durch Losreißung ihrer Landsleute von den päpstlichen Banden; aber welch ein himmelweiter Unterschied der Bewegungsgründe! Luther, ein sittlich reiner, wahrhaft frommer Mann, sucht Wahrheit und nichts als Wahrheit. In Rom sieht er die Lüge, greift sie an und siegt. Heinrich, ein sittlich verdorbener Mensch, wollüstig und grausam im höchsten Grade, fordert vom Papste Gestattung der Ehescheidung und Erlaubniß zu neuer Verbindung, und empfängt sie nicht. Da sinnt er auf Rache, reißt Englands Kirche vom Papste los, hebt die Klöster auf, vergeudet ihre Schätze und ernennt sich selbst zum Oberhaupte der englischen Kirche. Daß bei solcher völlig verschiedenen Entstehungsweise beide Kirchen, die englische und die deutsche, in ihrer fortgesetzten Ausbildung weit aus einander gehen mußten, liegt klar am Tage. Die deutsche Reformation ließ fallen, was nicht in der Bibel begründet war, und ordnete hiernach ihren Gottesdienst; dem englischen Tyrannen war die Trennung vom Papste und das Ansichreißen der Macht die Hauptsache, darum blieb das aus päpstlicher Zeit, was seinen Launen nicht entgegen stand. Heterogeneres dem Ursprunge nach läßt sich gewiß nichts denken, als die englische und die deutsche protestantische Kirche.

Hier ist wohl die rechte Stelle, des ersten Versuchs zu gedenken, der in unserm Lande gemacht wurde, dieses Fremdartige zusammenzuschmelzen.

Preußens erster König Friedrich liebte bekanntlich die Pracht, und verlieh des höhern Glanzes wegen bei seiner Krönung zwei Geistlichen den Bischofstitel, und zwar einem lutherischen und einem reformirten. Sicher hätte das der König nicht gethan, wenn es nicht auch im protestantischen England Bischöfe gab. Das leitete zunächst wohl seinen Blick auf England. Nun kam aber dazu, daß dem Könige eine Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Kirche Lieblingssache war, und daß der eine der neucreirten Bi-

schöfe geradezu erklärte, an eine Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche sei nie zu denken, viel leichter komme es ihm vor, daß beide Theile den englischen Ritus annähmen. Hierauf wurden Verhandlungen mit England angeknüpft, die engliche Liturgie wurde in das Deutsche übersetzt und erschien zu Berlin im Drucke, aber alle Bemühungen scheiterten an dem Starrsinne des Erzbischofs von York, welcher Jahre vergehen ließ, ohne den preußischen Unterhändlern zu antworten.

Als nun die Protectoren des frommen Werkes, Friedrich und Anna, starben, schlief die Sache sanft und selig ein.

Man sieht hieraus, daß der Hauptgrund, welcher damals für die Vereinigung sprach, heute nicht mehr stattfindet. Lutheraner und Reformirte sind unirt, und haben nicht nöthig, einen dritten Einigungspunkt aufzusuchen. Unter Heinrich des Achten Nachfolgern blieb die Krone das Oberhaupt der Kirche, doch wurde unter Elisabeth, welche bekanntlich die noch heute geltenden Neununddreißig Artikel entwerfen und durch Parlamentsbeschluß zum Gesetze erheben ließ, den Erzbischöfen und Bischöfen die Aufsicht über die anglikanische Kirche übertragen, weshalb sie auch bald die bischöfliche Kirche genannt wurde, zur Unterscheidung von den Presbyterianern, welche durch Presbyter oder Aelteste ihre kirchlichen Angelegenheiten leiten, auch Puritaner hießen, weil sie behaupteten, daß ihre Kirchenverfassung von allen den päpstlichen Mißbräuchen gereinigt sei, welche die bischöfliche Kirche in ihrem Gottesdienste beibehalten hatte.

Durch diese Anordnung der Dinge verschaffte sich die englische Krone eine bedeutende Stütze, deren sie bei ihrer Abhängkeit vom Parlamente gar sehr bedurfte. Die von ihr abhängigen Bischöfe stimmen natürlich für sie und bilden eine Partei des Oberhauses, über welche in der Regel die Krone zu verfügen hat. Der Beistand von sechs Erzbischöfen und zweiundvierzig Bischöfen ist nicht zu verachten. Auch diese Rücksicht ist auf uns nicht anwendbar. Unsere Krone hat schon alle Rechte, die sie wünschen möchte. Sollte sie

aber wirklich die Neigung haben, Erzbischöfe und Bischöfe zu schaffen und durch sie das Kirchenregiment ausüben zu lassen, so möge sie wohl bedenken, daß unser Protestantismus ganz anderer Natur ist, als der englische, daß dort in England eine kirchliche Secte nach der andern und aus ihnen die ärgsten Feinde der Krone entstanden, und daß, bei der gänzlichen Verschiedenheit der Verhältnisse, unsere Bischöfe nur höchst unvollkommene Nachahmungen der überseeischen werden könnten.

Ein sehr wichtiger Umstand bleibt ferner die total verschiedene Ausbildung der Geistlichen in beiden Ländern. Wie lassen sich die englischen Collegien mit unseren Universitäten vergleichen? Wo ist bei uns die Spur von jener klösterlichen Zucht, von jener Beschränkung der Studien, von jener sklavischen Abhängigkeit vom Willen der Oberen, von jener Bigotterie, welche die dortigen Collegiaten täglich zur Kirche treibt? Jene Fellows, Tutors und Heads mögen mit dem bischöflichen Systeme zusammenpassen, jenes, den Engländern eigenthümliche, Festhalten alter Bocksbeuteleien mag die Rolle der sehr gelehrten, sehr ehrwürdigen und sehr frommen Bischöfe und Erzbischöfe in den Augen des Publikums erträglich machen; wir deutsche Protestanten wollen keine bischöfliche Verfassung und brauchen sie nicht, wir finden die Würde unsers protestantischen Gottesdienstes in seiner Einfachheit, wir verlangen von unseren Geistlichen keine Achselträgerei zwischen Kirche und Staat, keine jesuitische Verschlagenheit, sondern schätzen an ihnen ein schlichtes, männliches, freimüthiges Auftreten vor Hütten und vor Fürstenthronen. Sollte jedoch mitten im glänzenden Hofstaate sich der einfache protestantische Pfarrer zu schlecht ausnehmen, so mögt Ihr Eueren Hof- und Dompredigern immerhin noch ein weißes Hemd überziehen und es mit seidenen und goldenen Troddeln verzieren, mögt Ihr immerhin zu ihrer Seite zwölf wunderschöne kleine Ballet-Tänzer, als Chorknaben verkleidet, niederknieen lassen, mögt Ihr immerhin zum Rauchfasse und zu den kunstgeübtesten Sängern Euere Zuflucht nehmen, — uns im

Volke verschont mit solcher Schnörkelei! Dreißig Jahre kämpften unsere Väter den blutigsten Kampf, um nicht zurückzukehren zum Ceremoniendienste. Wir sind ihre Enkel, und bitten, das bei allen Plänen zu beachten, die man hinsichtlich der Kirche hegen möchte.

Zu den allgemein verbreiteten Gerüchten gehört ferner, man beabsichtige ein strenges Festhalten am alten kirchlichen Lehrbegriff, mit anderen Worten, eine Rückkehr zu den Glaubenssätzen der symbolischen Bücher. Was diesem Gerüchte Wahrscheinlichkeit verleiht, ist die augenscheinliche Gunst, deren sich die Symboliker zu erfreuen haben, und deren unumwundene öffentliche Erklärung, nur in dieser Rückkehr sei das Heil für die evangelische Kirche zu finden. Drei verschiedene Thatsachen liegen hier als Beweise vor, zunächst die bei Einführung eines Superintendenten von einem Geistlichen in der Provinz an die gegenwärtigen Ephoratgeistlichen erlassene Aufforderung, wer nicht zum alten Lehrbegriff zurückkehren wolle, möge um seinen Abschied einkommen, er solle ihn sofort erhalten. Sodann die Anrede eines Berliner Professors an die Studenten, welche ihm ein Ständchen bringen, und zwar mit Absingung eines Psalmen und einiger Gesangbuchsverse, worin er sie ermahnt, dem alten Glauben treu zu bleiben. Endlich das Gesuch verschiedener Theologie Studirender an den akademischen Senat, eine unter sich errichtete Verbindung zu genehmigen, nach deren Statuten sie, die Studenten, sich verpflichten, als zukünftige Pfarrer am alten Lehrbegriffe festzuhalten.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist er ohne Gewicht. Die Drohung ist hoffentlich vorlaut gewesen.

Von größerm Belange ist das zweite Zeichen. Der höchste Festgesang der Akademiker war sonst ihr Gaudeamus, und das Commersbuch ihr Gesangbuch. Eine gottlose Brut, diese Jugend, der wir angehörten. Unsere Kinder sind frömmer, aber darum besser, heiterer, thatkräftiger? Ich glaube nicht. Unsere in Gott ruhenden — ach nein, unsere heidnischen — Lehrer freuten sich unserer Fröhlichkeit und versetz-

ten sich bei unserm Jubel in ihre eigene Jugendzeit. Sie mahnten uns, den Reiz des Lebens zu genießen, und drückten die Hoffnung aus, daß kräftige Jünglinge auch tüchtige Männer werden würden. O über den Vernunftstolz! Da lobe ich mir doch die christliche Demuth unserer, durch die Erbsünde gänzlich vergifteten und verderbten Lehrerschaft, die erzieht ein frömmeres Geschlecht, fromm in Worten, fromm in Mienen und Geberden, ob auch fromm im Herzen? Das weiß Gott allein.

Was man aber zum dritten Stücke sagen soll, weiß man wahrhaftig nicht. Noch immer stand die studirende Jugend auf der Seite der Freiheit, und diese hier beugt ihr Haupt freiwillig dem Joche dar. Von selbst sind diese Jünglinge wahrhaftig nicht gekommen mit ihrem befremdenden Anerbieten, wer hat sie dressirt diese jungen Buchstäbler, wie heißen die Meister, die solche Gesellen haben? Was will das eigentlich sagen, daß diese Studenten sich verpflichten, zukünftig bei Führung des Pfarramts von der neuern Philosophie keinen Gebrauch zu machen, sondern am Buchstaben der Schrift festzuhangen? Das bedeutet doch nichts Anderes als das: Wir jungen Leute, die wir jetzt hier sind, um zu lernen, wie wir die Wahrheit suchen und verbreiten sollen, verpflichten uns auf das Förmlichste, daß wir, unsere Ueberzeugung mag sich bei fortgesetzten Studien und im Verlauf der Zeit gestalten wie sie will, auf dem Standpunkte des Glaubens und Wissens stehen bleiben wollen, welchen wir heute einnehmen. In der That ein merkwürdiger Entschluß, und nochmals fragen wir: Wie heißt der Mann, der da vor hohem Senate diesen ungesunden Einfall vertheidigte?

Ueber die Geltung der symbolischen Bücher der ehemals lutherischen Kirche sind gewiß sieben Achtel von deren Gliedern einverstanden. Es haben, dahin geht die Ansicht der Meisten, diese Schriften einen bedeutenden historischen Werth; sie gewähren uns ein treues Bild der menschlichen Größe wie der menschlichen Schwachheit der Reformatoren; ihren Inhalt muß jeder kennen, welcher das Werk

der Reformation begreifen will. Eine stehende Norm des Glaubens aber den nachfolgenden Geschlechtern geben zu wollen, ist den Verfassern gar nicht eingefallen, die nur auf ihre eigene Vertheidigung bedacht und beflissen waren, ihre eigenen Ueberzeugungen, mühsam errungen in Kampf und Streit, und keinesweges frei von großen Unvollkommenheiten, in diesen verschiedenen Aufsätzen niederzulegen. Symbole haben keinen andern Zweck, als zum Einheitspunkte ihrer Anhänger zu dienen. Ganz untauglich zu diesem Behufe sind jene Bücher, die aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt, weitläufig in ihrer Abfassung und so schwerfällig in ihrem Ausdrucke sind, daß sie für die gewöhnlichen Glieder der Kirche ganz ungenießbar bleiben, selbst von vielen Lehrern nach dem ersten Durchlesen für immer bei Seite gelegt werden, und den Gelehrten nicht zur Einigung, sondern zum Streite dienen. Von Männern verfaßt, die in der Auslegung der Schrift zum Theil noch Kinder waren, unter einander selbst nicht selten im Widerspruche, hin und wieder sogar das enthaltend, was gegen das ausdrückliche Schriftwort lautet, nur in den frühesten und zwar traurigen Zeiten der Kanzelkriege an's Licht gezogen, gewöhnlich und seit lange unbeachtet bei Seite geschoben, würden diese Schriften, wenn wir sie uns als Lehrnorm wieder aufdringen ließen, dem protestantischen Princip den Todesstoß versetzen, indem sie uns vom Geiste der heil. Schrift hinweg zu menschlichem Buchstabendienste leiteten.

Einige behaupten, es liege bei der beabsichtigten Einführung des Symbolzwangs die Absicht zum Grunde, der freien Forschung Grenzen zu setzen und die liebe evangelische Christenheit bei einem gewissen Grade von Dummheit zu erhalten. Andere schütteln ihre Häupter und sagen ziemlich öffentlich: dieser Weg führt nach Rom.

Findet der erstere Fall Statt, so bittet man, die Sache recht geheim zu betreiben, denn wittert das Volk solchen Plan, so ist alle Mühe umsonst. Das Publikum betrachtet im Allgemeinen das Recht, vernünftig zu sein, für sein hei-

ligstes Recht, und würde jedenfalls eine gewisse Empfindlichkeit verrathen, wenn Einige auftreten und sagen wollten: die Glieder der Kirche brauchen nicht zu denken, sondern müssen dem glauben, was wir ihnen vorsagen; die Vernunft hat in Glaubenssachen keine Stimme. Hat man wirklich diesen Zweck vor Augen, so wende man die höchste Vorsicht an, übereile sich nicht, und schlage folgenden Umweg ein, der langsam, aber sicher zum Ziele führt.

Zuerst schaffe man ab die verderblichen Neuerungen im Volksschulwesen. Man schließe die Seminarien und stelle, wie in der guten alten Zeit, Invaliden, Handwerker und Bedienten als Lehrer an. Wozu Rechnen, Schreiben und die, den Gehorsam untergrabenden und den leidigen Widerspruch erzeugenden, Denkübungen? Wenn das Volk die fünf Hauptstücke hersagen kann, so ist das genug. Sodann gebe man den Gymnasien eine andere Einrichtung. Man lasse die jungen Leute mehr singen und beten, und schaffe die heidnischen Klassiker ab. Daß solche Kinder ihre Nase in das Buch der Geschichte stecken, macht sie vorlaut, und ist überflüssig. Man übe das Gedächtniß und lasse die Bibel von Anfang bis zu Ende auswendig lernen. Vor Allem aber schärfe man die Disciplin. Ohne Lehrer darf kein Schüler auch nur einen Schritt gehen. Die jüngeren Schüler müssen den älteren die Stiefel wichsen, die Kleider ausklopfen und für sie Wege gehen. Nur so kommt frühzeitig Zucht und Gehorsam hinein. Die theologischen Facultäten auf den Universitäten sind völlig überflüssig. Was haben sie denn bisher bewirkt, was hat denn die gepriesene Lehrfreiheit für Früchte getragen, wo hätten denn die Denkgläubigen ihren Vernunftglauben her, wenn sie ihn nicht bei gewissen Professoren eingesogen hätten, die, unbekümmert um die arme Kirche, in ihrer unseligen Verblendung die frevelhafte Behauptung aufstellen: Nur mit seiner Vernunft kann der Mensch die göttliche Offenbarung auffassen und das Unvernünftige könne nie göttlich sein? Statt dieser kostbaren Institute errichte man für die zukünftigen Pfarrer Seminarien

mit strenger Klosterzucht. Die arge Welt muß dem Auge der einstigen Priester verborgen bleiben. Andachtsübungen Morgens und Abends sind die Hauptsache. Eine alte, rechtgläubige Dogmatik aus des vorigen Jahrhunderts Anfang diene zum Compendium. Täglich drei Capitel zum Lesen in der Bibel sind nicht viel. Statt der, das verderbliche Licht der Aufklärung verbreitenden, große Summen verschlingenden Bibliotheken, eine kleine Auswahl echter Seelenspeise, wo Arndt's Paradiesgärtlein und des ehrwürdigen Benjamin Schmolke's Predigten nicht fehlen dürfen. Zur Vollendung des ganzen, zur Erhaltung des wahren Glaubens in der Welt bestimmten, Planes gehört nun noch ein Hauptseminar in der Residenz, weil von dort allein die Töne des wahren Glaubens stark und rein nach allen Richtungen erschallen. In dieses Hauptseminar müßten aber nur aufgenommen werden die Sprößlinge des Landes, welche sich in den Nebenseminarien durch besondere Frömmigkeit auszeichneten, die z. B. die Einsamkeit liebten und mit ihren Mitschülern in keiner Gemeinschaft lebten; die auch dann, wenn Andere aßen oder tranken, fasteten, seufzten und rangen sichtbar vor dem Angesichte ihrer Lehrer. Das gäbe dann die beste Pflanzschule für die höhere Geistlichkeit; dann fiele der widerwärtige Umstand weg, der sich jetzt von Zeit zu Zeit ereignen soll, daß weltliche Beamte von geistlichen Würdeträgern behaupten: Ach, den hab' ich als Student recht gut gekannt, damals war er ganz vernünftig und ein sehr fideles Haus. Du lieber Gott, wie sich doch die Zeiten und die Sitten ändern können!

Ja, das rathen wir Euch wohlmeinend, Euch, die Ihr uns nur allzu gern aus der Freiheit des Geistes in die Knechtschaft des Buchstabens versetzen möchtet, bedenkt wohl, was Ihr thut, und wohin das führen kann, was Ihr im Sinne habt. So, ohne Weiteres, ist an Durchführung Eueres unprotestantischen Vorhabens gar kein Gedanke. Habt Ihr erwogen die Zahl und die Macht Euerer Gegner? In einer Zeit, wo alle Wissenschaften reißende Fortschritte machen, wo

die Blüthe des Handels und der Gewerbe Kenntnisse in allen Ständen verbreiten, wo man der Natur ein Geheimniß nach dem andern ablauscht, da wollt Ihr Stabilitäts-Theologen den Fortschritten in Euerer Wissenschaft Halt gebieten und das Nachdenken in Sachen des Glaubens hindern? Da seid Ihr viel zu schwach dazu. Die Theologie wird bleiben, was sie ist, eine Wissenschaft, und die Dämme, die Ihr schon seit Jahren aufgeworfen habt, sie werden leicht durchbrochen werden, sobald das freie Wort sich Bahn gemacht.

Nur Eine Frage werde uns gestattet, hier noch aufzuwerfen: Wie steht es mit der Union? Die Umstände, unter welchen dieses, Gott und Menschen wohlgefällige, Werk in's Leben trat, sind noch im frischen Andenken. Lutheraner und Reformirte lebten schon längst im tiefen Frieden neben einander, als unser königlicher Herr das Wort sprach: Ihr, die Ihr im Stillen einig seid, gebt Euch auch öffentlich die Hände. Und also ist es geschehen. Diese Einigung aber wäre nimmer zu Stande gekommen, wenn nicht in hoher Weisheit das vermieden worden wäre, was früher jederzeit die Einigungsversuche vereitelt hatte, die Betrachtnahme der Unterscheidungslehren beider Bekenntnisse. Wie sie schon lange bei Seite gelegen hatten die symbolischen Bücher beider Confessionen, so geschah es auch hier aus den triftigsten Gründen. Man kehrte, ohne förmlichen Vertrag, freiwillig zur heil. Schrift zurück und wählte damit den richtigsten Weg. Das segensreiche Werk der Union hat den vollen Lebenskeim in sich selbst, und wenn es in unserm Vaterlande eines besondern Schutzes bedürfte, so fände es diesen in der dankbaren Erinnerung des Preußenvolkes an den Fürsten, der, ein wahrer Friedensfürst, auch diese Einigung herbeigeführt.

Daß die frühere reformirte Kirche in den folgenden Jahren, als namentlich bei Einführung der neuen Liturgie ihr mehr noch, als der frühern lutherischen Kirche, zugemuthet wurde, anzunehmen, was mit der Einfachheit ihres sonstigen Gottesdienstes im Widerspruche stand, dennoch treulich in der Union ausgehalten hat, gereicht ihr, beiläufig sei es bemerkt,

gewiß zur besondern Ehre und verdient alle Anerkennung.

Die beiden protestantischen Schwesterkirchen ließen also ihre symbolischen Schriften fallen, antiquirten sie und hielten sich an das einfache Bibelwort.

Die unirte evangelische Kirche hat demnach als solche keine besondere Bekenntnißschriften, das ist ausgemacht. Wenn nun gesagt wird, es werde eine Verpflichtung der Geistlichen der unirten Kirche auf die symbolischen Bücher erfolgen, was heißt denn das? Auf welche symbolische Bücher denn? muß man da wohl zuerst fragen. Auf die der lutherischen Kirche? Das werden sich die früheren Reformirten nicht gefallen lassen. Bei denen der reformirten Kirche ist es umgekehrt eben so. Man weiß sich hier nicht durchzufinden und muß immer wieder fragen: Welches sind denn die symbolischen Bücher der unirten evangelischen Kirche? Und wer hat denn das Recht, uns Geistlichen zu befehlen: hier dieses und jenes symbolische Buch könnt ihr fallen lassen, aber das hier, welches ich haben will, das müßt ihr beschwören?

D i e s e r W e g f ü h r t n a c h R o m, hieß es oben. Manche lächeln darüber und nennen es eine thörichte Furcht. Mögen sie Recht haben, so viel ist ganz gewiß, daß es nicht wenige Umstände giebt, welche eine Vergleichung unserer Tage mit der Zeit zulassen, wo ein ernster Kampf losbrach. Luther erklärte bekanntlich die heil. Schrift zur höchsten Richterin in Glaubenssachen, und stellte sie hoch über Tradition und Kirchenlehre; er verlangte, widerlegt zu werden aus der Schrift oder durch deutliche, vernünftige Gründe. In unseren Tagen macht man den Versuch, Gesangbuch, Agende und symbolische Bücher der heil. Schrift an die Seite zu stellen, und will von Vernunftgründen nichts wissen. Ganz wie in jenen Tagen soll der blinde Glaube gelten.

Die Reformation erklärte die Einrichtung des Gottesdienstes für Menschenwerk, und stellte, bei möglichster Einfachheit des Cultus, die Verkündigung des göttlichen Wortes an die Spitze. Wir brennen Lichter am hellen Tage, und gehen offen darauf aus, noch mehr Formen einzuführen, die mit der

Anbetung im Geist und in der Wahrheit nicht viel zu thun haben. Eine Verwechselung der Kirchlichkeit mit der Religiosität, ein Aufgeben: Du mußt in die Kirche gehen, wie dort: Du mußt Messe hören, wird schon häufig gefunden.

In jenen Zeiten war häufig das geistliche Regiment mit dem weltlichen vermischt. Davor warnten die Reformatoren, und fußten auf den Ausspruch: »Laßt Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist.« Bei uns findet die nämliche Verwirrung Statt, nur umgekehrt, so daß das weltliche Regiment vom geistlichen nicht lassen will. Jener Lehren nahm man mit Freuden an, denn man erbte Bisthümer, Stifter, Pfründen in Menge. Unsere Mahnung will man nicht gelten lassen, denn wir haben nichts zu bieten als das Wort der Wahrheit: daß ein weltlicher Papst weit schlimmer sei, als ein geistlicher Papst, und daß die Religion mit der Politik nichts zu schaffen habe.

Durch äußern Schmuck und Rang zeichnet Rom seine Priester vor allem Volke aus, und umgiebt sie mit dem Scheine der Heiligkeit. Wir standen so lange im Volke und sollen wieder Priester werden? Unseren Kindern giebt man eine Glaubensrichtung, nach der sie ihren Vätern deshalb fluchen, weil diese den einfachen, verständlichen, praktischen Lehren der Religion vor den lächerlichsten Drohungen einer auch die unschuldigsten Freuden verdammenden, und eine echt pharisäische Heuchelei befördernden Dogmatik den Vorzug geben. Seht unsere jungen Pfaffen an, und fragt, ob nicht in jedem ein Päpstlein steckt, ein mit unerträglichem Hochmuthe angefüllter Mensch, dem, wenn man ihm den Willen ließe, jeder Andere blindlings gehorchen müßte? Unsere schönen Protestantennamen hat man uns genommen und wem damit das größte Compliment gemacht? Jedes kräftige Auftreten gegen die schreiende römische Anmaßung hat man auf jede Weise zu verhindern gewußt, bis man denn endlich so weit gekommen ist, uns evangelische Geistliche zu belehren, daß unsere katholischen Amtsbrüder Recht haben, wenn sie evangelischen Taufzeugen den Zutritt verwehren, weil die ka=

tholische Kirche sich für die allein selig machende halte. Ja, so weit ist es gekommen, daß, im Angesicht des evangelischen Throns und des evangelischen Volks, noch in diesen Tagen ein katholischer Oberpriester allen seinen Untergebenen öffentlich erklären darf, eine Ehe der Katholiken mit Evangelischen sei eine sündliche Handlung, die man auf alle Weise zu verhindern suchen müsse, die man zu bestrafen aber sich enthalten möge. Diese empörende Intoleranz, dieses Beispiel der höchsten Geringschätzung gegen uns rühmt man öffentlich als Zeichen großer Mäßigung, preist den Priester, der uns als Ketzer zu meiden lehrt, ja, man belohnt ihn obendrein! Hat man wirklich nicht die Absicht, uns Rom näher zu bringen, so täuscht man sich völlig über die Zweckmäßigkeit des eingeschlagenen Verfahrens. Der äußere Frieden ist allerdings vor der Welt errungen. Durch welche Mittel? Das wird an den Tag gelangen. Die Pforten des Vatikans öffnet kein deutscher Kammerherrnschlüssel, nur der Hammer deutscher Rede kann sie sprengen. Darum hat man diesen Hammer beigeschlossen, und die ihn schwingen möchten, fallen unbequem. Dieser Weg führt nach Rom, sage auch ich, trauernd, aber furchtlos, als deutscher Protestant.

Die Nachricht von der beabsichtigten Erlassung eines strengern Sonntags-Edicts scheint im Publikum gleichfalls mehr Besorgniß als Freude erweckt zu haben, und bleibt das eine auffallende Erscheinung, ein Beweis dafür, daß ein gewisses Mißtrauen überall vorwaltet. Denn an sich sollte doch wahrlich Jedermann sich darüber freuen, wenn der Störungen der christlichen Sonntagsfeier weniger würden. Daß die Handwerke und gewöhnlichen bürgerlichen Geschäfte am Sonntage ruhen, daß die zum Ruin der unteren Klassen im höchsten Grade überhandgenommenen rauschenden Sonntagsvergnügungen beschränkt werden, daß die öffentliche Sittlichkeit bei den oberen Landesbehörden eine so kräftige Vertretung findet, das Alles verlangt unsern herzlichsten Dank. Es gab vor nicht gar langer Zeit Lokale, wo mit Berufung auf Gewerbefreiheit an jedem Sonntage Tanzmusik war, und wo im rohe-

sten sinnlichen Leben eine zahlreiche männliche und weibliche Jugend unterging. Wenn da Schranken gesetzt werden, verdient das Tadel? Ist es nicht Thatsache, daß ein großer Theil der arbeitenden Klasse am Montage kaum zu gebrauchen war, weil am Sonntage die Kräfte vergeudet wurden? Die bisher gethanen Schritte der Staatsbehörden verdienen in dieser Beziehung die dankbarste Anerkennung jedes rechtlichen Bürgers, und möchten manche nichts weniger als bigotte Landpfarrer wünschen, daß die Unterbehörden nur recht eingehen möchten auf den guten Geist, der oben weht. Auch bis heute geht es auf dem Lande hin und wieder in folgender Weise zu. Pfingsten reiten die Knechte nach der Fahne, es folgt Musik und Tanz. Am nächsten Sonntage laufen die Mägde nach der Fahne, es folgt Musik und Tanz, und beide Theile verschwenden an Einem Nachmittage den verdienten Lohn vom halben Jahre. Acht Tage später meldet sich die liebe Schuljugend und bittet um Erlaubniß, sich mit Schießen nach der Scheibe ein unschuldiges Vergnügen machen zu dürfen. Die Blaseröhre und Stachelbolzen sind fertig, die Preise sind eingekauft, die Kinder sind festlich geschmückt, der Schulze hat die Erlaubniß gegeben, es ist öffentliches Fest, und weil der Prediger den Kindern den Tanz und das Betreten der Schenken verbietet, so ziehen die Alten dahin, um sich auch ein kleines Vergnügen zu machen. Nun haben die eigentlichen jungen Leute im Orte noch keinen Festtag gehabt, und zuletzt kommt dann für Männer und Frauen das mehrtägige Freischießen. Da mag der Pfarrer wohl oft vergeblich bitten, die Kinder nicht zu früh zu den Freuden der Erwachsenen zuzulassen, wohl oft nachdrücklich, doch umsonst, warnen, das Leben nicht als Tanz und Spiel zu betrachten, da mag wohl oft nichts Anderes übrig bleiben, als der Wunsch und das Verlangen, daß die weltliche Behörde dem weltlichen Treiben am Sonntage ein Maß und Ziel setzen möge. Denn wenn auch diese Belustigungen erst nach dem nachmittägigen Gottesdienste beginnen, so leeren sie doch die Kirchen, und richten den Sinn statt auf das

Ewige, auf das Vergängliche. Wenn nun auch die zweckmäßigsten Verordnungen über christliche Sonntagsfeier im Publikum nicht den verdienten Beifall finden, so kann man sich diesen Umstand wohl nur daraus erklären, daß man in Allem, was gegenwärtig im Kirchlichen geschieht, die Thätigkeit der Partei zu erkennen glaubt, welche unter dem Namen der Pietisten und Frömmler ein Gegenstand des Verdachts, des Spottes und hin und wieder sogar lebhafter Verachtung sind. Denn man nennt sie geradezu die Jesuiten in unserer Kirche. Ihre Namen liebt man nicht und ihre Werke stehen im Mißkredit. Dieserhalb hat man auch die Ansprache sämmtlicher Berliner Geistlichen an ihre Gemeindeglieder wegen Stiftung von Vereinen zum fleißigern Kirchenbesuch mit ungeneigten Blicken angesehen, weil man sich nicht von dem Gedanken trennen kann, es müsse auch dieser Schritt der bekannten Anmaßung einer mächtigen, im Finstern schleichenden Partei beigemessen werden. Von eben dieser Seite betrachtet man das Verbot des wider jene Ansprache gerichteten Gegenworts und sagt: Nur das findet Schutz, was von jenen Leuten ausgeht, und Alles wird unterdrückt, was einer freien Ueberzeugung ähnlich sieht. Wir sollen in die Kirche gehen, weil jene es wollen, wir sollen glauben, was jene lehren, unsere Glaubens- und Gewissensfreiheit schwindet immer mehr dahin!

Die Ansprache verdient offenbar eine gründlichere Betrachtung als jenes Raisonnement. Mögen unter den Berliner Geistlichen einzelne sein, welche im verdienten Rufe der Frömmler stehen, das Verzeichniß der Geistlichen unserer Hauptstadt enthält doch aber auch viele Namen von Männern, die man mit unbeschränkter Ehrerbietung zu begrüßen hat. Daß sie Alle der Ansprache beitraten, ist allein schon hinreichend, ein voreiliges Urtheil zurückzuweisen. Der große Umfang der Bevölkerung, die überreichlichen und lockendsten Gelegenheiten zu sinnlichen Vergnügungen, die zahllosen und traurigsten Beispiele gänzlicher sittlicher und religiöser Verwahrlosung mögen in der Residenz eine Maßregel rechtfertigen, welche Fern

stehende bald bedenklich finden, bald entschieden verwerfen. Nach meinem beschränkten Standpunkte bin ich gegen solche Vereine. Meine Anschauung und Erfahrung erstreckt sich jedoch bloß auf Dörfer und auf Städte bis zu zwanzigtausend Einwohnern. Hier möchte ich nirgends solchen Verbindungen das Wort reden. Im dreiundzwanzigsten Jahre Geistlicher, nenne ich jetzt die dritte Landkirche mein, und habe noch nie eine directe Klage über schlechten Kirchenbesuch nöthig gehabt. Verschiedene Zufälligkeiten sprechen mit hierbei. Ganz in der Nähe einer bevölkerten Stadt durfte es mich in meiner ersten Station nicht stolz machen, wenn es Sonntage und Feste gab, an welchen meine Zuhörer auf dem Altare saßen, und die Kanzeltreppen räumen mußten, wenn ich diese besteigen wollte. Eine kleine Landkirche ist gar bald gefüllt. Wenn ich in meiner zweiten Stellung einem hochbejahrten Greise folgte, so konnte es wohl nicht ausbleiben, daß mit dem neuen Lehrer neue Kirchlichkeit erwachte. Und wen kann es befremden, wenn als Mann in voller Lebenskraft, der so viele Menschen und so manche Verhältnisse des Lebens kennen lernte, und fest beharrt bei dem Entschlusse, nur das zu lehren, was er selber glaubt, ich von mir sage, daß bis jetzt die Zahl meiner Zuhörer sich nicht verminderte? Von meinem beschränkten Standpunkte aus sage ich aber offen, daß wenn ich auch nur mit dem gelindesten Zwange die wenigen Kirchenverächter, die ich kenne, meinen Vorträgen zuführen müßte, ich dennoch diesen Weg nicht einschlüge. Nur keinen Zwang zum Gottesdienste. Bei unkirchlichen und zugleich irreligiösen Menschen rechne ich auf die Schickungen des Himmels. So lange sie ungebessert und unbekehrt sind, würde ihr Kirchenbesuch nur Heuchelei sein, und die Heuchler hasse ich im tiefsten Grunde meines Herzens. Die Tage werden kommen, wo sie nach Trost verlangen, wo sie die Leere ihres Innern spüren; suchen und nicht vergessen werde ich in meiner Seelsorge diese Unglücklichen, wer sie mir aber stellen würde zum Gottesdienste, dem würde ich freundlich sagen: Freund, das wünsche ich nicht. Einverstanden bin ich mit

dem Schritte der Amtsbrüder in der Hauptstadt, was die würdige und gewiß nicht ohne erfreuliche Folgen gebliebene Ansprache betrifft; die Bildung von Vereinen zum Kirchenbesuche und die Namensunterschrift verwerfe ich. Unsere kirchliche Gemeinschaft ist die schönste, welche sich denken läßt, sie ist es aber zum Theil darum, weil sie eine freie ist, weil der eigene Drang des Herzens, der eigene Durst nach Wahrheit, das eigene Gefühl menschlicher Unvollkommenheit und der Gleichheit vor Gott uns zusammenführt. Und, wahrlich, im Allgemeinen wollen wir nicht klagen über Unkirchlichkeit unserer Zeitgenossen. Gar manche Umstände treten entschuldigend dazwischen, wenn manche Kirchen leer sind. Zu Berlin traf ich in einer sehr berühmten Kirche bei einem weitberühmten Theologen fünf Zuhörer: zwei Studenten und drei alte Mütterchen. Aber — es war Winter, draußen wie innen achtzehn Grad Kälte und Frühgottesdienst bei Licht. Aber ich traf auch dort bei derselben Kälte, aber zu gelegener Stunde, sehr gefüllte Kirchen und sah so recht deutlich, wie die verschiedenen Gemüthsrichtungen an verschiedenen Orten mit Vorliebe ihre Nahrung suchten. Die Ansprache heiße ich gut und zeitgemäß, die Unterschriften verwerfe ich, denn ich sehe hier das Modemäntelchen der Zeit einer Sache umgeworfen, die seit tausend Jahren sich selber zu erhalten wußte und hoffentlich auch ferner ohne schriftliche Verzeichnisse der frommen Theilnehmer zu bestehen wissen wird. Das Unangenehmste dabei aber ist der aufgeregte Widerspruch. Man deutet offen hin auf jenen Augendienst und auf die Ostentation, mit welcher von gewissen Seiten die achtbaren Zwecke der Bibelverbreitung und der Missionen befördert werden, und ruft unwillig aus: Das fehlt nun noch, daß wir Anderen zu Gefallen in die Kirche gehen sollen, und beruft sich auf die unleugbare Thatsache, daß es in unseren Tagen mehr Geistliche als sonst gebe, welche durch das Extrem, in welchem sie mit ihrer Glaubensrichtung stehen, verleitet, in ihrem wohlgemeinten aber blinden Eifer für einen Glauben streiten, den sie selbst den

wahren Glauben nennen, den Andere jedoch dafür nicht gelten lassen wollen. Auch hier, bei dem Vereine zum fleißigen Kirchenbesuche, kann ich den Gedanken nicht von mir weisen, daß das Aufgeben unsers protestantischen Namens das Aufgeben des protestantischen Princips zur Folge hatte. Echte Protestanten wissen, was sie vom Gottesdienste zu halten haben, und eine übertriebene Werthschätzung des äußerlichen Gottesdienstes kann ihnen nicht einfallen. Sollte wirklich so viel damit gewonnen sein, Ihr Amtsbrüder in großen Handelsstädten, wenn Euere zahlreichen jungen Comtoiristen durch ihre Principale gezwungen würden, statt nach einer in der Schreibstube durchlebten Woche Sonntags hier- und dorthin auszufliegen, regelmäßig und wohl gar mit Widerwillen dem Gottesdienste beizuwohnen? Haben diese jungen Leute eine wahrhaft gute Erziehung genossen, so werden sie von selbst nicht wegbleiben, und ist das nicht der Fall, so dürfte ein Gottesdienst wider Willen bei ihnen eben ein ganz verkehrtes Mittel sein. Ich meine überhaupt, die Herstellung unserer, den Verfall drohenden, protestantischen Kirche mit der des Kirchenbesuches beginnen, heißt: Die Reparatur des alten Gebäudes, statt im Fundament, mit dem Dache anheben.

Wir erwähnten oben die Bibelverbreitung und deuteten an, daß auch sie sogar sich nicht allgemeiner Zustimmung zu erfreuen habe. Der Grund liegt aller Wahrscheinlichkeit nach in Folgendem. Die Bibelgesellschaften in Deutschland sind ausländischen Ursprungs. England ist das Mutterland, wo sie vor achtunddreißig Jahren in's Leben traten und von wo sie nach dem Freiheitskriege zu uns kamen. Einige, man könnte wohl sagen viele, Deutsche sind mißtrauisch gegen Alles, was von England zu uns herübergelangt oder in anderen Ländern der Erde für das Christenthum geschieht. Jene meinen, Englands Liebeswerke schmeckten stark nach Methodismus, und Methodisten und Pietisten wären einerlei; Diese behaupten, Albion verstecke seine Kriegeslisten in den Bibelkisten, und wo erst Missionäre wären,

da folgte die englische Oberherrschaft von selbst. Die Gegner der Bibelgesellschaften haben offenbar Unrecht, wenn sie den großen Segen verkennen, welchen die englischen Bibelgesellschaften stifteten. Sie richteten zunächst den theilnehmenden Blick der Zeitgenossen auf das geistige Elend des Volks. Diese Bibeln, übergetragen in die Mundart von mehr als funfzig verschiedenen Völkern, die bis dahin zum Theil aller Druckschrift entbehrten, entzündeten schon mit ihren bloßen Buchstaben und noch weit mehr mit ihrem Geiste ein helles Licht in dunkeln Landen, und wurden, als erstes Bildungsmittel, für jene Länder zugleich ein einiges Band der Gemeinschaft für alle. In der That, es dürfte sehr schwer, wo nicht gar unmöglich fallen, ein anderes, ein besseres Mittel der zu verbreitenden Cultur auf Erden aufzufinden. Einen großen, wesentlichen Nachtheil scheinen aber diese dem Zwecke nach herrlichen Anstalten dadurch mit sich zu führen, daß einer ihrer Hauptgrundsätze darin besteht: die Bibel ohne irgend einen Zusatz, ohne irgend eine Erklärung, ohne irgend eine Abänderung der einmal geltenden kirchlichen Uebersetzung zu verbreiten; durch diese Einheit des Buchstabens hofft man die Einheit des Glaubens zu erzielen und täuscht sich darin sehr. Was heißt denn das eigentlich, feststellen, daß von den Worten der lutherischen Bibelübersetzung nun und nimmer etwas verbessert werden darf? Heißt es nicht, anordnen, daß alle Fortschritte, welche die Auslegungskunst der heil. Schrift, welche die exegetischen Wissenschaften seit länger als dreihundert Jahren machten, als gar nicht vorhanden betrachtet werden sollen? Kann es wirklich frommen, offenbare Unrichtigkeiten in der Uebersetzung der heil. Schrift stehen zu lassen für alle Zeiten, und ein Festhalten am gegebenen Buchstaben zu gebieten, welchem der denkende Christ sich unter keinen Umständen fügen mag? Zwischen den der Verzweiflung nahen Armen Englands, zwischen den Heiden Asiens und unserm Volke, welches seit dreihundert Jahren Schulen hatte, ist offenbar ein Unterschied, und Luther selbst fing keinesweges mit der Bibel, sondern mit dem Catechis-

mus seinen Unterricht im Volke an. Darum sind so Vielen die Mitglieder der Bibelgesellschaften und Anhänger des Buchstabens gleichbedeutend, und Manche stehen von fern, die den Zweck ehren, aber mit solcher Befangenheit sich nicht vereinen mögen. Ich aber halte, offen sei es gestanden, dafür, daß die ganze Bibel zum Schulbuche sich durchaus nicht eigene, und werde meine freie Meinung augenblicklich zu vertreten wissen.

Schon der gewöhnliche Einwand gegen den Gebrauch der ganzen Bibel im Schulunterrichte ist so beschaffen, daß er nicht zu widerlegen ist. Die heil. Schrift enthält eine Menge Gegenstände, die für die Jugend unverständlich, unbrauchbar, zum Theil sogar schädlich sind. Warum diese Kinder mit einem dicken Buche bepacken, während wenige Bogen dieselben Dienste thun. Lehrreiche Geschichten, die wichtigsten Sprüche für die verschiedenen Verhältnisse des Lebens, das Leben Jesu und seiner Apostel, kurz einen passenden Auszug aus der heil. Schrift als Schulbibel zusammengestellt, das ist es, was die tüchtigsten Schulmänner laut verlangen. Ich habe noch einen andern Grund, welchen ich öffentlicher Beurtheilung preisgebe. Was in unserer Jugend ein Gegenstand der Qual war, dürfte nimmer im Alter für uns eine Quelle des Trostes werden. Giebt es ein einziges Schulbuch, welches wir in reiferen Jahren wieder hervorsuchten, um daraus zu lernen? Ich glaube nicht. Man beobachte die Jugend, welche die Schule verläßt. Sie dankt Gott, wenn sie die Bücher in die Ecke schieben und anderes Geräth ergreifen kann. Gute, gemüthliche Menschen werden mir vielleicht einreden, das sei Sache des Geistlichen, den Kindern zu sagen, daß sie die Bibel nicht bei Seite legen sollten, werden vielleicht in der Ueberschwenglichkeit ihrer Gefühle die Behauptung aufstellen, desto theuerer müsse das Buch der Bücher dem Jünglinge und dem Manne sein, weil es ein alter Bekannter, weil es die erste Jugendliebe sei. Die das Leben nicht kennen, mögen so reden, im Leben ist es ganz anders. Ein Schulbuch wird nimmer ein

Erbauungsbuch. Ich denke mir die Sache in nachstehender Weise. Den Kindern darf man die Bibel gar nicht vollständig, sondern nur im Auszuge in die Hände geben. Wenn sie die Schule verlassen wollen und vorbereitet werden auf ihre feierliche Aufnahme in die evangelische Gemeinschaft, da soll der Geistliche sie einführen in diesen Vorhof des Heiligsten, da soll er so herzlich, so würdig als er vermag, ihnen die ganze Bibel zeigen und ihnen sagen, wie sie dieselbe gebrauchen müssen. Dann ist sie etwas Neues, und das Neue reizt bekanntlich. Dann ist sie ein Ziel, eine Ehrensache, wonach das Schulkind sehnlichst verlangt, dann stände wohl eher zu erwarten, daß, wenn zumal am Tage der Confirmation eine feierliche Verpflichtung auf den Inhalt dieses Buchs stattfände, die heil. Schrift beim Volke zu einem vernünftigen Ansehn gelangte.

Dem Volke die ganze Bibel vorzuenthalten, scheint jedenfalls unräthlich. Dagegen blieben hier wohl drei Wünsche zu realisiren, von denen wenigstens zwei unsere Väter mit richtigem Takte im Auge hatten. Als Vorrede eine Einleitung in die heil. Schrift, welche, mehr bietend als die alte Anweisung zum erbaulichen Bibellesen, sich über den Ursprung, die Abfassung, den Inhalt des Buchs der Bücher, über den Werth der Uebersetzung und namentlich über den augenscheinlichen göttlichen Schutz und unverkennbaren Segen, welcher die Bibel begleitete, in volksthümlicher, kräftiger Weise ausließe. Sodann, wie gleichfalls die Alten thaten, eine scharfe Hervorhebung durch den Druck derjenigen Stellen, die in ihrer unvergleichlichen Einfachheit, Klarheit und ewigen Wahrheit das Gemüth so tief ergreifen, welcher herrlichen Stellen die heil. Schrift so unendlich viele hat. Endlich, als Anhang, eine kurze Sammlung echter Kraftstellen, nicht sowohl systematisch als alphabetisch geordnet, mit Rücksicht auf die verschiedenen Lebensverhältnisse, so daß über Armuth und Reichthum, über Leben und Tod, über Sünde und Buße, über Glauben und Hoffnung u. s. w. die schlagendsten Stellen nachgewiesen würden, wobei die

Festsprüche, die Dank-, Lob- und Bußpsalmen ihre Stellen fänden, so daß dem Besitzer der Bibel ihr Gebrauch erleichtert und ihm der nächste Weg zur Quelle selbst gewiesen würde. Wendet man ein, daß eine solche kurze Nachweisung den Umfang des Buchs zu sehr vergrößere, so antwortet man darauf: Nun, die Bibel bleibt Bibel, wenn auch einige derjenigen Bücher, die nie Ansehn in der Kirche hatten, und nun und nimmer im Unterrichte und zur Erbauung zu gebrauchen, weggelassen werden, als da sind: Stücke in Esther, Historie von der Susanna, vom Bel zu Babel, das Gebet Asariä, Gesang der drei Männer im feurigen Ofen und das Gebet Manasse. Sollte es Sünde sein, diese Bruchstücke in die Bibliotheken zu verweisen? Ein solcher Versuch, die heil. Schrift dem Verständisse des Volks näher zu bringen, hat gewiß so viel für sich, daß Tausende mit Verwunderung fragen, warum geschieht es nicht? Wir haben die uns bekannten Ursachen angedeutet, die Britten wollen es nicht und auch unsere Buchstäbler sind dagegen. Doch um diesen nicht zu viel zu thun, wollen wir der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß durch ein Rescript der weltlichen Macht in unserm Vaterlande alle Auszüge aus der heil. Schrift im Volksunterrichte verboten sind. Daß aber auf solche Weise die erfolgreichste Thätigkeit protestantischer, für ihr Amt und das allgemeine Wohl begeisterter Geistlichen gehemmt werden kann, bleibt höchst beklagenswerth. Statt der freien Bewegung, die mit Lust und Aufopferung Gutes schafft, ruht, bei zahllosen trefflichen Einrichtungen, ein Joch auf unseren Schultern, das in mancher Hinsicht unerträglich ist. Für diese allerdings schwere Beschuldigung trage ich kein Bedenken, hier einen Beweis zu liefern, der auch dem Blinden die Augen öffnen muß.

Daß das Fürstenthum Halberstadt denjenigen Gegenden des nördlichen Deutschlands beizuzählen sei, wo die Intelligenz zu Hause ist, darf unbestritten angenommen werden. Gute Schulen wirkten für Stadt und Land, und schafften Bildung allenthalben. Das Gesangbuch dieses Fürsten-

thumes hat seit hundert Jahren keine nachbessernde Hand erfahren, war längst total veraltet; da traten würdige Geistliche zusammen, berücksichtigten den Wunsch des Publikums, bearbeiteten ein neues Gesangbuch und baten um höhere Genehmigung. Wer wird dem Glauben schenken, was ich sage: Seit zwanzig Jahren war alle Mühe, die Bestätigung zu erlangen, umsonst. Der ausgezeichnete Mann, der sich am meisten für die Sache interessirte, ist einstweilen heimgegangen. Die tüchtigsten Amtsbrüder, welche das Begonnene fortzusetzen suchten, treten dem Grabe immer näher, in öffentlicher Synode ist die Klage laut geworden; Alles vergebens. Man hält uns das Berliner Gesangbuch hin und redet von dem Privilegio des Berliner Druckers. Nun hat sich in Halberstadt ein Druckherr gefunden, der das noble Anerbieten macht: Er will für denselben Preis, welcher für das Berliner Gesangbuch gefordert wird, das Berliner Gesangbuch und außerdem noch unentgeltlich den Anhang drucken, den wir Halberstädter als Auszug der besten Gesänge aus unserm Gesangbuche wünschen; und sein Vorschlag ist abgewiesen. Kann wohl etwas Billigeres gefunden werden, als daß wir sagen: Nun, wenn es denn durchaus nicht anders sein kann, so wollen wir das Berliner Gesangbuch annehmen, wir bitten nur um die Erlaubniß, die uns von Kindheit an so theueren Kraftgesänge unsers Buchs beibehalten zu dürfen? Aber auch dem neuen Berliner Gesangbuche will man jetzt den Vorwurf machen, daß es nicht rechtgläubig sei! Da darf man doch wohl fragen: Welcher Mensch in der Welt will uns protestantische Christen im Fürstenthum Halberstadt zwingen, geistliche Lieder zu singen, die wir nicht mögen? Wer sind die Männer, welche Schuld tragen an dieser, der überall ausgezeichnet prompten preußischen Verwaltung völlig fremden, beispiellosen Verschleppung? Wer übernimmt denn die Verantwortlichkeit dafür, daß die Bewohner der Stadt sich seit Jahren in ihrer Erbauung sonntäglich gestört finden, und daß die Lehrer außer Stande sind, vom Gesang-

buche zur Belebung des religiösen Sinnes ihrer Schüler Gebrauch zu machen? Fehlt nicht der Schule eins der vorzüglichsten Mittel zur Weckung des religiösen Sinnes unserer Jugend, wenn sie kein Gesangbuch hat?

Ist es bei solchem Zustande der Dinge ein Wunder, wenn die Theilnahme an der kirchlichen Gemeinschaft erkaltet; sind wir protestantische Christen wirklich so willenlose Werkzeuge, daß wir zur Belebung unsers religiösen und kirchlichen Sinnes gar nichts unternehmen dürfen und immer auf Rescripte warten müssen? Das ist der Fluch der Centralisirung, der Bureaukratie, der Heimlichkeit, daß solche schreiende Thatsachen unterdrückt und bemäntelt werden. Die Erbitterung darüber bleibt nicht aus; aber wenn sie sich endlich einmal Luft zu machen sucht, dann wird in einer schönen Rede bewiesen, daß Leidenschaftlichkeit nichts tauge, daß, wenn man nur ein kleines Wenig noch gewartet hätte, die Sache ganz gewiß geordnet worden wäre, und daß Ruhe die erste Pflicht des Bürgers sei. Auf die oft vorkommende Ausrede: Man dürfe über solche Mißbräuche nicht laut sprechen, damit das Ausland von Preußen keine schlechte Meinung bekäme, geben wir gar nichts. Nicht der Schein, sondern die Wahrheit gilt. Wir haben erleuchtete Staatsmänner, gute Gesetze, vortreffliche Einrichtungen in Menge, aber auch tief eingewurzelte Mängel, die bei der großen Beschränkung der Presse leider durch allzureichliches anhaltendes Loben unserer preußischen Zustände allermeist übertüncht sind. Sind wir hierin zu weit gegangen, so bittet man, uns eines Besseren zu belehren. Es giebt jedoch nur Eine Widerlegung: die offene Darlegung der Gründe, warum seit zwanzig Jahren dem Fürstenthume Halberstadt ein Recht entzogen wurde, welches seit der Restauration alle größeren Städte Deutschlands ausgeübt, das Recht, den Gesang im Gottesdienste selbstständig zu ordnen.

Daß diese kurze öffentliche, auf einem Octavblatte enthaltene Rüge mehr helfen werde, als die hundert Foliosei-

ten, welche längst in dieser Angelegenheit vollgeschrieben wurden, das ist mein sehnlichster Wunsch und meine begründete Hoffnung.

Dem aufmerksamen Beobachter so mancher kirchlichen Zustände, die wir bisher berührten, kann wohl die neueste Erscheinung im kirchlichen Leben, ich meine das wirkliche oder angedrohte Zusammentreten der Freien, kein Räthsel sein. Gewöhnlich pflegt man kurz zu sagen, es sei die Verbindung dieser Leute Folge der Hegelschen Philosophie, und es ist wirklich nichts leichter, als die Schuld von allen bedenklichen Erscheinungen im kirchlichen Leben der Gegenwart Hegel, Strauß und Bruno Bauer auf die Schulter zu packen. Mag es sein, daß die Philosophie des Tages ihren Antheil daran hat, daß Männer, bei denen die Reflexion vorherrschend ist, der Kirche in ihrer jetzigen Gestalt den Rücken wenden und mit der Kirchenlehre allen Glauben fallen lassen; der Grund ist älter als Hegel, Strauß und Bruno Bauer. Er liegt ohne Zweifel in der Gewalt, welche der Kirche und dem Glauben seit Jahren schon von einer Partei angethan wird, welche es in ihrem Vortheil findet, den freien Aufschwung des Geistes zu lähmen. Wenn auf der einen Seite Solche zusammentreten, welche mit Verachtung der sichersten Resultate wissenschaftlicher Forschungen die Bibel für ein auf übernatürliche Weise entstandenes, mit Gottes Finger geschriebenes, von allem menschlichen Irrthume freies Buch erklären, dessen Buchstabe gelte; welche die unklaren, oft sich widersprechenden, unpraktischen und vielseitig bestrittenen Lehrsätze alter Kirchenlehrer neben die Schrift als Norm des Glaubens für das gegenwärtige Geschlecht hinsetzen; welche mit einem unerträglichen Stolze Andersdenkende verachten und mit der unchristlichsten Lieblosigkeit sie verfolgen; welche den deutlichen Ausspruch: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! verwerfen, nach der Tugend nichts fragen, und über Sünde, Versöhnung, Glauben eine Theorie aufstellen, welcher Vernunft, Erfahrung, Schrift entgegenstehen; wenn, sage ich, auf der einen Seite Solche zu-

sammentreten, welche die herrlichste Gabe Gottes, die Vernunft, mit welcher allein wir Gott erkennen können, schmähen, dem Uebervernünftigen vor dem Vernünftigen den Vorzug geben, und das in seiner Ausbildung begriffene Volk auf allerhand Schleichwegen zurückführen wollen in die Finsterniß und Abhängigkeit vergangener Jahrhunderte — da ist es doch wohl leicht erklärbar, wenn sich diesem augenscheinlichen Extreme ein anderes gegenüberstellt, ja, es geht menschlich und natürlich zu, daß in solchen Zeiten auch Solche sichtbar werden, die mit keckem Uebermuthe sagen: Wir glauben gar nichts. Ich kenne sie nicht diese Freien. Aber eben deshalb nehme ich hinsichtlich ihrer das Beste an. Ich denke mir Männer, die, unabhängig im Leben dastehend, erbittert durch die steigende Macht einer beschränkten oder hinterlistigen Priesterschaft, sich entschließen, den äußern Gottesdienst zu meiden und mit dem vernünftigen Gottesdienste sich begnügen. Sie wollen das thun, was Vernunft und Gewissen ihnen vorschreibt und halten alles Andere für Formenwerk. Ist diese Annahme der Hauptsache nach richtig, so ist es wohl zu hart, daß man von diesen Männern sagt und in die Welt schreibt: Wenn ihr Vorhaben nicht verhindert würde, so müßten wir Anderen Panzerhemden tragen. Mit anderen Worten werden hier die Freien noch vor ihrem Auftreten mit dem Schmeichelnamen „Banditen“ belegt. Sie haben hier das nämliche Loos wie die Denkgläubigen oder Rationalisten, welche man ungläubiges Vieh, Giftmischer, Falschmünzer ꝛc. zu benamsen pflegt. Ja, ein hochberühmter Redner nannte es vor kurzem auf der Kanzel sogar Wahnsinn, eine andere Ansicht vom Gottessohne zu haben, als er. Kommt her, Ihr Banditen, oder, ich will Euch doch lieber bei dem Namen nennen, den Ihr Euch selbst gegeben habt, kommt her, Ihr Freien, und gestattet einem schlichten Landpfarrer, Euch ein freies Wort zu sagen.

Euere Unabhängigkeit im Leben ist nur scheinbar. Ihr lebt in einem civilisirten Staate und steht nicht allein, Ihr thut so häufig das, was Andere thun, ohne den Regreß

einzuschlagen zu Euerer Vernunft. Ihr zieht den Hut vor Eueren Gönnern und Freunden, Ihr laßt Euch rasiren, Ihr kleidet Euch nach der Mode, Ihr gehorcht Gesetzen, an deren Aufstellung Ihr nicht den geringsten Antheil habt. Ja, entgegnet Ihr, das ist etwas ganz Anderes, unsere Angelegenheit beruht auf unserer Glaubens- und Gewissensfreiheit. Ich sage nochmals, Euere Unabhängigkeit ist nur scheinbar und Ihr steht nicht allein. Ihr habt Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Kinder, Verwandte, Freunde. Also alle diese Bande wollt Ihr zerreißen, ganz abgesehen davon, daß der christliche Staat Euern Schritt nicht gestatten darf und nicht gestatten wird? Ihr Wenige wollt Euch hinstellen als Sonderlinge, auf welche man mit Fingern zeigt? Und gesetzt, Euere Unabhängigkeit wäre keine eingebildete, sondern eine wahre, wer steht Euch dafür, daß sie bleibend ist? Habt Ihr noch nichts vernommen von dem oft wunderbaren Wechsel des menschlichen Geschicks? Habt Ihr keine Brüder getroffen, die Euch sagten: Ich war einst reich, jetzt bin ich arm; ich stand einst hoch, und bin gefallen; ich war so glücklich einst, und bin so elend nun! Ihr stoßt die Bibel von Euch, thut es immerhin, aber das bitte ich Euch ernstlich zu bedenken, daß dieses Buch des Glaubens und des Trostes Quelle für Millionen Menschen war und heute noch ist, das bitt' ich wohl zu überlegen, daß es von Euch nicht anders, als eine ungeheuere Anmaßung genannt werden müßte, wenn Ihr von Allen, die dies Buch in Ehren halten, sagen wolltet, daß sie unfrei, daß sie abergläubisch wären. Philosophie heißt Euer Steckenpferd. Wohlan, welches meint Ihr denn von den verschiedenen Systemen, die längstens dreißig Jahre herrschten und sodann zu Grunde gingen? Ihr haltet Euch zum neuesten. Wird es unsterblich sein? es allein unsterblich sein? Schon hat auch sie sich beinahe überlebt, die Schule, die sich das Ansehn gab, als ob sie Trinität und alle Kirchenlehre philosophisch zu begründen wüßte. Was giebt man ihr heute Schuld? Daß sie den Gönnern eine

Nase drehte, daß sie Kirche und Staat, statt zu begründen, unterminirte, ja, das läßt sich sicher sagen, wenn es auch der alte Mann nicht sein sollte, den man dazu berufen hat, es wird auch diese Schule ihren Ueberwinder haben. Ich bin ein Geistlicher, und stürzt die Kirche, so verliere ich mein Brot. Und ich habe ein gutes Stückchen Brot. Das aber hält mich nicht in meinem Amte, denn sollte ich lehren, was ich selbst nicht glaubte, so würde ich von dannen gehen. Ich ehre Euern Muth, Ihr Freien, denn Muth gehört zu Euerm Schritt, darum fürchte ich Euch aber und von Euch für das Christenthum gar nichts. Könntet Ihr die Kirche stürzen, so verdiente sie, daß sie schon morgen zusammenfiele. Die christliche Gemeinschaft ruht auf einem festern Grunde. Nennt mir irgend eine menschliche Weisheit, welche die christliche überstrahlte. Macht mir eine Sittenlehre namhaft, welche auf richtigeren Grundsätzen beruhte, als die unsere. Leugnet, wenn Ihr könnt, daß die reine Lehre Jesu die vernünftigste und zugleich die gemeinnützigste in der Welt ist. Und wenn heute alle Schriften der Kirchenväter, alle Werke der Reformatoren, ja wenn selbst alle Bibeln in Flammen aufgingen, so würde der Geist des Christenthums doch fortbestehen und reichen Segen stiften. Ihr redet von Autonomie der Vernunft. Meint Ihr damit, daß jeder Mensch fähig sei, sich alle Regeln seines Verhaltens klar zu machen und festzustellen? Nein, das meint Ihr nicht und könnt es nicht meinen. Aber Ihr seid klug genug dazu? Wer seid Ihr denn? Seid Ihr nicht im christlichen Staate geboren, in christlichen Schulen gebildet, in christlicher Umgebung aufgewachsen? Wie wollt Ihr denn das von einander scheiden, was in Euch Frucht Euerer christlichen Bildung, was in Euerer Bildung das pure Resultat Euerer Vernunft ist? Ich bin evangelischer Christ und danke Gott, daß ich es bin. Ich bin Lehrer der christlichen Religion, schätze mich glücklich, es zu sein, und bekenne offen, daß, wenn ich es nicht wäre, wenn ich nicht durch mein Amt fortwährend ermuntert würde, mich mit glau=

bensvoller Zuversicht über die Sorgen dieses Lebens zu erheben, ich schon längst meinen Untergang gefunden hätte.

Ich glaube, predige den Glauben, und weiß, woran ich glaube. Mit Euch, Ihr Freien, gehe ich nicht. Aber Banditen, nein, das seid Ihr in meinen Augen am wenigsten. Ich gebe Euch Recht in dem Stücke, daß, wie jeder Mensch, auch das Christenthum von seinen unverständigen Freunden am meisten zu leiden hat. Obenan steht hier das abgedroschene Lied von der weltlichen Schutz- und Schirmherrschaft der Kirche. Wenn Cäsar dieser ein paar Thaler schenkt, wenn er sie beehrt mit einem Teppich, oder wohl gar ihr einen zärtlichen Brief schreibt, so setzen sich tausend Kehlen in Bewegung und singen den ambrosianischen Lobgesang dem Schutz- und Schirmherrn ihrer Kirche. Du liebe Kirche, muß dich Cäsar halten, so packe lieber morgen ein.

Dann folgt die große Sorge dafür, daß kein Lichtstrahl in das Dunkel falle. Keine Untersuchung über den Ursprung, über die Abfassung der heil. Schrift und über das Unvollkommene, rein Menschliche, Lokale und Temporelle soll geduldet werden. Der Glaube an das erwürgte Lamm, der Glaube an den blutigen Versöhnungstod, das soll allein der wahre Glaube sein!

Augenscheinlich walten in den Menschen drei verschiedene geistige Elemente vor. Bei dem Einen ist es der Verstand. Er sucht vernünftige Gründe, das Denken und Forschen ist ihm das Wichtigste. — Der Andere ist ein Praktiker. Er hält sich an den Grundsatz: Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; unter allerlei Volks, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm, und es werden nicht Alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — In dem Dritten herrschen die Gefühle. Er sehnt sich nach Vereinigung mit Gott und Christo, er fühlt das sanfte Wehen des heiligen Gottesgeistes. Diese verschiedenen Geistesrichtungen sind vorhanden und werden bleiben, so lange es Menschen giebt. Was

thun die unverständigen Freunde des Christenthums? Sie wollen ihre Ansicht allein geltend machen, sie wollen es ertrotzen, daß Alle ihrer Fahne folgen, sie träumen thöricht von dem Zeitpunkte, wo es nur in ihrem Sinne Eine Heerde und Einen Hirten geben werde. Unter diesen Leuten giebt es aber solche, denen ihre Ansicht Herzenssache ist, die es aufrichtig meinen mit ihrer Ueberzeugung. Wie wir das Recht in Anspruch nehmen, vernünftig, so haben sie das Recht, gemüthlich zu sein. Duldung Andersdenkender, Toleranz, müssen wir nothwendig üben. Aber alle Toleranz hat da ein Ende, wo wir die Beweise dafür haben, daß der Glaubenseifer ausartet in Verfolgungssucht, und wo die Glaubensrichtung nur erheuchelt wurde, um selbstsüchtige Zwecke zu erreichen. Und das ist leider oft der Fall. Es ist schwer, ohne Sünde hier den rechten Weg zu treffen. Es giebt Mystiker und Pietisten, welche die aufrichtigste Hochachtung verdienen neben solchen, deren wahre Meinung höchst verdächtig ist. — —

Die Hauptstadt unsers Landes steht im Rufe, daß sie vorzugsweise viele Frömmler in sich fasse, und manche der dortigen Theologen und Philosophen galten und gelten für Altgläubige. So viel ist gewiß, die in den Zeiten der Noth erfolgte Errichtung einer Universität in der Residenz, damals so hochwichtig und von großem Erfolge, unterliegt mit jedem Jahre reicherem Tadel. Man begreift immer mehr, daß, namentlich was Theologie und Philosophie betrifft, kein schlechterer Platz zur Ausbildung der studirenden Jugend gewählt werden konnte. Die Akademie ist nicht der Ort, wo der Jüngling eine bestimmte Meinung vorfassen soll. Und wo wird stärker geworben, wo findet eine nachtheiligere Frühreife junger Akademiker Statt, als eben in der Residenz? Charakterbildung bleibt das erste, nothwendigste Stück beim Studirenden; wo werden Charaktere leichter verdorben, als in der Nähe eines Hofes? Diese große, volkreiche Stadt mit ihren tausend Vergnügungen und Zerstreuungen täglich und stündlich, dieser Schauplatz

des Glanzes, der Rang- und der Titelsucht; nun und nimmer ist sie der rechte Ort für Ausbildung der Männer, die zunächst eine kleine Gemeinde führen und in einfacher Zurückgezogenheit an ihrer Weiterbildung arbeiten sollen. Da kommt vom Gymnasio der angehende Student aus strenger Zucht in die große Residenz. Noch an demselben Abende kann er ganz im Stillen und ganz ungenirt Freuden genießen, die ihm neu sind, seine Sinnlichkeit mächtig aufregen und ihn empfänglich machen für neuen Genuß. Am nächsten Tage findet er alte Bekannte, ja, recht alt gewordene Bekannte, die ihm sagen, daß das Alles, was er gesehen und genossen habe, noch gar nichts sei, und sie führen ihn hier- und dahin, wo sie auch gewesen sind. Eine Lebensweise, welche auf jeder andern Hochschule mit allgemeiner Verachtung belegt werden würde, ist hier nicht ganz selten, recht grobe sinnliche Ausschweifungen, bedeckt mit Heuchelei und frommem Schein werden hier häufig gefunden. Vom Gymnasio kommen die Studenten, und hören von dem weltberühmten Philosophen, den sie kennen lernen müssen, um die Mode des Tages mitzumachen und seine Terminologie sich anzueignen. Statt beim Studium der Philosophie mit dem formalen Wege zu beginnen, statt die Philosophie zunächst als formales Bildungsmittel zu gebrauchen, beginnen sie mit dem Erkennen, mit der Metaphysik, und füllen ihren Kopf mit unverdaulichen Redensarten, blasen auf in ihrem Wissen, als ob sie selber Philosophen wären, führen ihren philosophischen Jargon fortwährend im Munde, versäumen, ihren Studien eine solide Grundlage zu geben und laufen im Hafen des geistlichen Amtes ein ohne Menschenkenntniß, ohne Erfahrung, ohne gründliche Wissenschaft. Der Ruf geht ihnen voran, daß sie gewaltige —aner sind, aber die Nachrede folgt, daß sie im praktischen Leben Alles verkehrt anfangen und, mit aller ihrer Philosophie, ihre Gemeindeglieder nicht zu behandeln wissen. Ich bin nicht der Erste, der das sagt, und werde auch nicht der Letzte sein, welcher laut darüber klagt. Hoftheologen und Hofphilosophen sind die be-

sten Jugendbildner nicht, und deutsche Hochschulen gehören allenthalben hin, nur nicht in die Hauptstadt des Landes, das ist vieler Leute Meinung.

Die Residenz, welcher wir so viele junge Philosophen zu verdanken haben, soll Ursache davon sein, daß das bürgerliche Leben im Augenblicke mit der Verkündigung eines Gesetzes bedroht wird, welches stark nach Priesterherrschaft duftet, und beim größern Publikum gewiß nur wenig Beifall finden würde. Es geht die Rede, daß die Ehescheidungen so erschwert werden sollen, daß die Hindernisse einem Verbote gleichkämen. Nachstehendes verlautet über die Veranlassung. In Berlin sollen Fälle vorgekommen sein, daß Männer drei, auch wohl vier Frauen heiratheten, mit jeder Kinder zeugten und von allen sich scheiden ließen. Was da aus der Kinderzucht geworden ist, läßt sich selbst denken, und die Einmischung des Staates, solchen Unfug zu verhüten, bleibt nothwendig und ehrenwerth. Ob aber die in den größten Städten des Landes gemachten Erfahrungen zu Maßregeln berechtigen, welche alle Staatsbürger umfassen, das bleibt die Frage. Die öffentliche Meinung ist strengeren, als den bisherigen Maßregeln, in dieser Beziehung entschieden entgegen. Das Publikum sagt: mißbrauchen Euere Vagabunden in der Hauptstadt die bisherige Freiheit, so legt ihnen einen Kappzaum an, wir aber weigern uns, ein so schweres Joch auf uns zu nehmen; wir bitten um die Gefälligkeit, unsere protestantische Ansicht von der Ehe zu ehren, nach welcher sie kein Sacrament, sondern nur eine Zucht und Sitte befördernde Verbindung ist. Sollten irgendwo Richter zu rasch und zu leicht auf Trennung erkennen, so erinnert sie an die bestehenden Gesetze, und ermahnet sie zum Ernste. Die bisherigen Gesetze scheinen ziemlich auszureichen, und der Verfasser, welcher diesen wichtigen Gegenstand nie aus dem Auge ließ, darf mit Freude bekennen, daß in den verschiedenen Gerichtsbezirken, in welchen er seinen Wohnsitz hatte, ihm immer nur ein äußerst legales Verfahren der Richter in Ehescheidungssachen begegnet ist,

ja, soll er die Wahrheit sagen, so hat er allenthalben eher eine allzu große Strenge als Milde angetroffen. Denn daß es Fälle gebe, wo jeder erfahrene und auch der sittlich strengste Mann für rasche Scheidung stimmen und die Weitläufigkeit der gesetzlichen Formen sehr beklagen muß, das kann wohl sicher angenommen werden. Unglücklicher Weise aber wird auch diese Angelegenheit hineingezogen in den beklagenswerthen Streit der Pietisten mit den Verehrern der Vernunft. Jene finden im Buchstaben der Schrift ihren Anhalt, wenn sie die Scheidung ganz und gar verboten wissen wollen, und beweisen auch hierbei, daß sie im Buchstaben der Schrift bewandert, aber Fremdlinge im Leben sind. Die Ehescheidung ganz und gar verbieten, hieße Rom noch übertreffen und ein namenloses Elend in die bürgerliche Gesellschaft bringen. Die Weisheit unserer Behörden wird uns hoffentlich vor solchem Unglück zu bewahren wissen und die vielleicht zu lax gewordene Praxis auf strengere Grundsätze zurückführen.

Um die heutige Gestalt des Eherechts in ihrer Entartung zu zeigen, hat man sich auf eine Cabinetsordre des großen Friedrich aus seinen letzten Lebensjahren bezogen, in welcher folgende Stelle vorkommt:

»daß man mit der Trennung der Ehe nicht gar zu difficil sein muß, sonst hindert das die Population. Denn sobald zwei Eheleute durchaus wider einander so weit aufgebracht, und erzürnt sind, daß gar keine Vereinigung wieder zu hoffen steht und die Gemüther in einer beständigen Verbitterung gegen einander verbleiben, so werden sie auch keine Kinder mit einander erzeugen und das ist der Population zum Nachtheil. Dagegen wird das Paar geschieden, und das Weib heirathet dann einen andern Kerl, so kommen doch noch eher Kinder davon ꝛc.«

Das klingt freilich wohl unchristlich in unseren Ohren. Von staatsrechtlicher Seite findet sich jedoch gegen den Grundsatz selbst nichts zu erinnern. Der Krieg hatte den Staat ent-

völkert und die Sorge des Regenten mußte auf Bevölkerung denken. Auch ist ja die Einschränkung so ausdrücklich und gemessen bestimmt — wenn gar keine Vereinigung zu hoffen steht —, daß man dem großen Friedrich eigentlich nur vorwerfen kann, daß er zu derb und zu deutlich seine wahre Meinung ausgesprochen habe, während in unseren Zeiten oft zu errathen bleibt, worauf manche Anordnungen der Behörden hinzielen. Dieses Verfahren, Verfügungen des königlichen Weisen an den Pranger zu stellen, dürfte übrigens wenig Glück machen bei den Zeitgenossen, die dem größten Theile nach gewiß so billig sind, den unsterblichen Friedrich mit dem Maßstabe seiner Zeit zu messen, und um seines hellen Verstandes und gemeinnützigen, thatenreichen Lebens willen, den Mangel einer sogenannten christlichen Redeweise gewiß gern ertragen. Wenn es aber in jener heutigen Gestalt des Eherechts als ein schreckliches Resultat bezeichnet wird, daß in deutschen Mittelstädten zehnmal so viel Ehen jährlich geschieden werden, als in dem volkreichen Paris, so sollte man so ehrlich sein zu bemerken, daß Paris katholisch ist, und sollte bedenken, daß solches Beispiel viel zu viel, richtiger gar nichts beweis't, denn wird denn nun in der französischen Hauptstadt bei den wenigen Ehescheidungen die Ehe heiliger gehalten, als bei uns? Wie, wenn nun ein Anderer käme und bewiese, daß die grenzenlose Ausartung des ehelichen Standes im Nachbarlande als Entschädigung für die verbotene Ehescheidung betrachtet werden müsse? Man übertreibe nicht. Der Heilighaltung der Ehe muß jede christliche Gesetzgebung ihre Fürsorge widmen, aber sie hüte sich, bis zu einer Strenge fortzuschreiten, welcher man den einseitigen, priesterlichen Ursprung ansieht.

Wie unser Herr Christus es sorgfältig vermieden habe, die Ehe dem bürgerlichen Gesetze zu unterwerfen, das sehen wir am deutlichsten beim Matthäus, im fünften Kapitel, im sieben- und achtundzwanzigsten Verse. Hauptsächlich aber empfehlen wir allen hochverehrlichen Richtern, vom ältesten an bis zum jüngsten herab, die schöne Stelle beim Johannes

im achten Kapitel, Vers eins bis elf. Daß eine Vermehrung der gerichtlichen Untersuchungen über Ehebruch das Sittenverletzendste und das Scheußlichste wäre, was sich denken läßt, lehren uns unsere einheimischen Acten und die auswärtigen Assisen. Auch liegt wirklich viel Wahres darin, daß durch die beabsichtigte Strenge mehr Unheil als Segen geschaffen werde.

Recht preiswürdig bleibt es daher, daß solche bezweckte Maßregeln vor ihrer Erhebung zum Gesetze dem größern Publikum unter der Hand mitgetheilt werden, damit dieses seine Meinung äußere. Selten haben wohl Gesetzes-Vorschläge eine so ganz allgemeine Mißbilligung erfahren, als die in Rede stehenden. Was aber die öffentliche Meinung entschieden verwirft, das läßt sich nicht halten.

Da wir jedoch einmal die neuesten Gesetze in Erwägung zogen, so wolle man dem Verfasser nicht zürnen, wenn er noch einen Gegenstand hier vorführt, der in diesen Tagen überall erörtert wird. Das ist die Judenfrage.

Die christliche Religion ist aus der jüdischen hervorgegangen, und der Stifter unserer Kirche war ein Jude, das bleibt unbestritten, so widrig es auch Manchem in die Ohren klingen mag. Auch das ist ganz gewiß, daß dem, welcher Jesu Lehre verstehen und seinen Endzweck bei Stiftung des Reiches Gottes auf Erden begreifen will, eine genaue Kenntniß der vorchristlichen Zeit nicht erlassen werden kann. Und wahrlich, nicht undankbar ist das Geschäft, nach dem zu fragen, was Gott vor Zeiten durch den Mund der Propheten zu den Vätern gesprochen hat. Vor Allem tritt uns da, als ein unaussprechlich ehrwürdiges Bild, das des Abraham, entgegen. Er führte die Seinen zur Verehrung des Einen höchsten Gottes, er bauete dem Einen Gott Altäre zu einer Zeit, wo alle übrigen Bewohner des Erdballs noch im heidnischen, crassesten Götzendienste befangen waren. Wie Gott zu ihm gesprochen hat, das weiß ich nicht; ich halte mich an die Thatsache, daß zu einer Zeit, wo überall Finsterniß herrschte, in seinem Geiste ein heller Strahl des Lichtes an-

getroffen ward. Ich leugne es nicht, mit derselben Ehrerbietung, wie es nur vom frömmsten Juden geschehen mag, kann auch ich die Worte sagen: Vater Abraham!

Auch Moses' Verdienste um sein Volk sind mir ein ehrenwerther Gegenstand. Muß er doch einen tiefen Blick gethan haben in's menschliche Herz und in's menschliche Leben, dieser Moses, daß er Gesetze geben konnte, welche noch heute jedem civilisirten Staate zur Grundlage dienen. Und die Geschichte des ganzen Volks, ist sie nicht ein treues Abbild der Geschichte der Menschheit? Abfall von Gott ist Abfall vom Glücke, und in diesem seinem Unglücke, welche rührende Klagen edler Gemüther werden im Volke Israel nicht laut! Wenn ich das hier Gesagte erwäge, und der Leute gedenke, die nur allzugern im Alten Testamente das Vorbild des Neuen Testamentes finden, und die keine einzige der, von frommen Juden über den Messias ausgesprochenen, Weissagungen fallen lassen mögen, so bleibt mir unerklärbar, wie eben diese Menschen mit solchem bittern Hasse das Judenthum verfolgen können. Geschieht das deshalb, weil es Juden waren, die Christum kreuzigten, nun so haben diese ja das Erlösungswerk herbeigeführt, so bleiben doch die heute lebenden Glieder dieses merkwürdigen, und von Gott wunderbar beschützten, Volkes unschuldig an der Missethat ihrer Väter, und das scheint ganz gewiß, wenn Jesus heute wieder käme, so würde er von den weltlichen Finsterlingen in der lieben Christenheit als Demagoge, und von den geistlichen Finsterlingen als Rationalist, wo nicht gekreuzigt, doch gewiß verfolgt und eingekerkert werden. Das ist meine aufrichtige Ueberzeugung: Es ruht keine größere Schande auf der Christenheit, als ihr, durch alle Jahrhunderte hindurch bewiesenes, empörendes Verhalten gegen die Juden. Man nenne mir Ein Volk Europa's, man nenne mir ein Seculum, wo nicht die unsinnigste Judenverfolgung stattgefunden hätte! Bald sollen sie Kinder geschlachtet, bald Brunnen vergiftet, bald Landplagen herbeigeführt haben. Ja, es bestehen Briefe, von deutschen Fürsten an deutsche Reichsstädte geschrieben,

wo Jene Diese freundnachbarlichst ersuchen, alle Juden zu ersäufen oder zu verbrennen. Auch Du, mein theures Vaterland, trägst diesen Flecken an Dir. Noch der Zweite Deiner Könige zwang seine jüdischen Unterthanen mit ungeheurem Spotte, das Schwarzwild seiner Jagden zu erstehen, und selbst der königliche Weise, den die Geschichte den Einzigen benannte, versagte einem der größten Philosophen unter seinen Zeitgenossen den erbetenen Schutz- und Bürgerbrief, weil er ein Jude war. Wir stehen höher, aber haben wir das Ziel erreicht? Leider nicht. Noch huldigen Viele von uns dem Vorurtheile. Wir stoßen die Juden aus, aus unseren geselligen Kreisen, und wundern uns, daß sie nicht vollständig unsere Sprache und unsere Sitten annehmen. Wir nehmen keinen Anstoß daran, daß Emigranten, Refügiés und Salzburger, die vor hundert Jahren zu uns kamen, bei uns bleiben, und wundern uns und schreien laut darüber, daß die Juden, die seit tausend Jahren bei uns eingebürgert waren, nicht nach Palästina wollen. Wir verspotten sie in unseren Schriften, und selbst achtbare Autoren, und die tüchtigsten Redacteure tragen kein Bedenken, den Judenjüngling und das Judenfräulein lächerlich zu machen, und die gemeinsten Anekdoten immer wieder aufzufrischen. Sie dulden und tragen Alles, denn daran sind sie gewöhnt. Wir aber fühlen nicht, wie klein wir als die herrschende Partei gegen die Unterdrückten handeln. Viele von ihnen haben so tapfer gefochten im Heere, und man will ihnen die Ehre streitig machen, gleich allen anderen Söhnen des Vaterlandes militairpflichtig zu sein? Viele von ihnen haben die trefflichsten Bürgertugenden entwickelt, und man will sie einpferchen in eine besondere Corporation? Ja, das ist meine volle Ueberzeugung: Ein Fürst könnte sich nicht höher ehren, als wenn er spräche: Ihr seid völlig frei. Besonderer Gesetze bedarf es nicht, oder gewiß nur sehr kurzer. Der Grundsatz der uneingeschränkten Toleranz macht alle weitläufigen Bestimmungen überflüssig. Daß sie, die bald zweitausend Jahre hindurch von den Christen auf das Unbarmherzigste verfolgten und immer noch

existirenden Juden, mißtrauisch sind gegen jedes christliche Gesetz, welches ihre Verhältnisse regeln soll, ist ganz natürlich. Ihr Mißtrauen erscheint begründet durch die Geschichte, und was will man ihnen denn entgegenstellen, wenn sie sagen: Zu gleicher Zeit mit der linken Hand Geld, viel Geld geben zu unserer Vertilgung, und mit der Rechten aufrichtig zu unseren Gunsten schreiben, das scheint uns unverträglich. Die Vereine zur Vertilgung des Judenthums in unserer Mitte sind vom Uebel. Das Eindringen und auffichtslose Wirken fremder Missionäre in unserm Staate ist ein Mißbrauch, und das beste Mittel der Bekehrung bleibt alle Zeit, wir üben reiche Liebe gegen unsere Nächsten aus, selbst wenn sie Juden sind. Wir führen einen Wandel vor ihrem Angesichte, der sie zur Achtung unsers Glaubens zwingt. Wir ehren ihre Ueberzeugung, lassen ab von aller Zudringlichkeit und gestehen ein, daß es verhältnißmäßig eben so viel rechtliche Juden als rechtliche Christen gebe. Kaum sollte man es meinen, auch das neunzehnte Jahrhundert bedarf der kräftigsten Ermahnung, tolerant zu sein gegen die Juden, und abzulassen von den lieblosen Vorurtheilen unserer Väter!

Der Schluß dieses Schriftchens sei der Beantwortung der Frage gewidmet: Was wir wollen? Was wir wollen, das läßt sich als Grundsatz in wenigen Worten zusammenfassen: Wir wollen mehr Freiheit für Wort und That. Diese Forderung ist unabwendbar. Der nämliche Druck, welcher seit Jahren auf der weltlichen Rede lastete, beschwerte auch die geistliche Rede, und schuf hier dieselben Nachtheile wie dort: Statt aufrichtiger Freunde, Schmeichler und Lobhudler in Menge; statt innigen Wohlgefallens an den vaterländischen Zuständen, Verstimmung und Mißtrauen; statt der Fortschritte, Stillstand und Verwirrung. Der Stand der protestantischen Geistlichen an sich, und die kirchlichen Angelegenheiten des Landes haben unendlich dabei gelitten, daß geradezu verboten wurde, über dieses oder jenes kirchliche Ereigniß sich öffentlich zu äußern, und selbst das Ausland hat hiervon zu leiden gehabt. Das sieht

man an der großen Behutsamkeit, mit welcher ausländische Blätter von unseren Verhältnissen redeten, so daß selbst die achtbarsten auswärtigen Theologen ihre wahre Meinung in so zweideutige Worte kleideten, daß man deutlich einsah, sie wollten wohl gern, aber sie durften nicht herausgehen mit freier, männlicher Sprache. Die natürliche Folge war die, daß man, der Verdächtigungen und Unannehmlichkeiten müde, die Feder ruhen ließ oder Gleichgültiges verhandelte, und daß, an die Stelle erfahrener Rathgeber, sich wirklich recht erbärmliche Subjecte der Presse bemächtigten und nichts Anderes zu thun hatten, als Alles zu loben und herauszustreichen, was von oben herunter kam. So ist es geblieben bis jetzt, und dieser letztere Unfug namentlich dauert noch heute fort, und erregt den allgemeinsten Widerwillen. Nicht lächeln darf ein vornehmer Mann, ohne daß nicht dies Lächeln den Stoff zu einem Zeitungsartikel giebt, dessen Kern und Mitte die Versicherung ist: Er habe gelächelt. Als ein Jahr verflossen war seit der Thronbesteigung eines deutschen Fürsten, der diese Lobhudler gewiß gern von sich wehrte, fand sich in einem vielgelesenen Blatte ein Aufsatz nachstehenden Inhalts: „Der neue Fürst habe von Einem seiner Vorfahren die Weisheit, von dem Andern die Gerechtigkeit, die übrigen Tugenden aber von allen seinen Ahnen zusammen geerbt. Einem solchen Fürsten müsse man Alles überlassen. Die Schriftsteller sollten nur recht ruhig, anständig und bescheiden sein, damit uns unser Herr die Denkfreiheit ferner gestatte.“ Dieser Ton hatte mit der Sprache eines General-Commissairs der höhern Polizei aus weiland Hieronymi Zeiten so große Aehnlichkeit, daß Jemand es der Mühe werth fand, nachzuforschen, wer so etwas schreiben könne. Der Mann war ein Gefangener, der wegen eines gemeinen groben Verbrechens im Gefängniß saß. Solche Stimmen werden zugelassen, und wenn, indignirt über solch einen Schuft, der rechtliche Mann das Wort damals ergriffen hätte, so fragt es sich, ob seiner Rede Raum gegeben wäre. Die Majestät des Thrones braucht solche Schmeichler nicht, und

selbst unseren besten Blättern ist in dieser Hinsicht ein feinerer Takt zu wünschen.

Erst in diesen Tagen bringen Blätter das Gerücht, der Generalsuperintendent der Provinz Sachsen werde in Berlin Anstellung an einer Kirche erhalten, und von dort aus seine Generalsuperintendentur in der Provinz verwalten, und die Zeitungsschreiber unterlassen nicht, auch hier die Weisheit zu rühmen, die sich in dieser Maßregel kundgebe. Die Sache als Gerücht betrachtend (denn Officielles ist darüber nicht bekannt), trage ich kein Bedenken, es offen auszusprechen, daß ich für meinen Theil auch nicht die Spur von Weisheit in einer solchen Zusammenstellung finden könnte, und daß gar viele Geistliche mit mir derselben Meinung sind. Die Berufung auf eine gleiche Stellung des wahrhaft hochwürdigen Bischofs von Rheinland und Westphalen findet hier nicht Statt. Zwar ist der Bischof Roß auch Pfarrer in Berlin, doch besteht hier der große Unterschied, daß dieser allgemein geliebte Mann eine lange Reihe von Jahren hindurch niedere Kirchenämter in dem ihm anvertraueten großen Kreise verwaltete, und sich an Ort und Stelle von frühen Zeiten her genaue Kenntniß der Personen und Verhältnisse verschaffte. Die Hauptsache ist hierbei aber wohl die, daß jene westlichen Provinzen eine wohlgeordnete Kirchen-Verfassung haben, nach welcher die gewöhnlichen Angelegenheiten von Kirchen-Collegien und Synoden geleitet werden, so daß die jährliche Anwesenheit dieses geistlichen Oberen in seinem Sprengel völlig genügt. Nie ist auch nur die geringste Klage über diese Stellung laut geworden, und wenn gleich die öffentlichen Blätter von dort nichts zu melden wußten von äußerm Gepränge, mit welchem der Bischof auftritt, so äußern sich Privatbriefe desto ausführlicher über das väterliche Ansehn, welches er dort genießt und über die herzliche, innige Beziehung, in welcher er zu seinen dortigen Amtsbrüdern steht.

Die Provinz Sachsen hat keine Kirchenordnung, wie Rheinland und Westphalen. Der Generalsuperintendent der

Provinz Sachsen ist recht eigentlich darauf angewiesen, durch persönliches Einwirken auf Consistorium und Regierung die Rolle eines Mittlers auszuführen und den weitläufigen Geschäftsgang abzukürzen. Sein Sprengel umfaßt eine Million evangelischer Christen, er hat, in der Mitte dieses Kreises lebend, vollauf und zu viel zu thun gehabt, wir bedürften drei Generalsuperintendenten, für Magdeburg Einen, für Merseburg den Zweiten und für Erfurt den Dritten, und den Allereinzigen, den wir haben, sollte man nach Berlin versetzen, ihm dort ein Pfarramt geben und gestatten wollen, sein Hauptgeschäft, seine hochwichtige Generalsuperintendentur so hintendran an's Schlepptau zu nehmen? Schenke dieser Nachricht Glauben, wer Lust hat, ich sehe in dieser Verbindung einer Predigerstelle in Berlin mit der Generalsuperintendentur zu Magdeburg keine Weisheit, und gebe dem Zeitungsschreiber, der zuerst von der Bewunderung sprach, welche diese Maßregel allgemein erwecke, die Versicherung, daß, wenn diese Maßregel ausgeführt werden sollte, sich gewiß Stimmen genug erheben werden, welche nicht wie allgemeine Bewunderung klingen, und daß höchstens eine solche unpassende Vereinigung zweier unvereinbarer Stellen eine provisorische, eine nur sehr kurze Zeit dauernde, sein könne. Durch solches voreiliges Loben dessen, was kommen soll, wird ungemeiner Schaden gestiftet. Die Aengstlichen wagen nicht zu widersprechen und so tönt als Wahrheit in's Land, was an sich eine Lüge und zwar eine praktische Lüge ist, die, wenn man sie gewähren läßt, Verderben bringt. Ist es Euch denn gar nicht möglich, Ihr Lobhudler, die Nachrichten, welche Ihr angeblich aus guter Quelle haben wollt, einfach mitzutheilen und die öffentliche Beurtheilung abzuwarten? Ist es denn nicht höchst indiscret von Euch gehandelt, statt getroffene oder zu treffende Veranstaltungen an sich, nach ihrer Zweckmäßigkeit, näher zu beleuchten, immer die Persönlichkeit des Anordners vorzuschieben und mit Euerm Beifall zu umgeben? Seht Ihr nicht ein, fühlt Ihr nicht, daß Euere Redeweise Euch alle Achtung raubt?

Nur das freie Wort kann neues Leben in unsern Zustand der Erstarrung bringen. Als vor zwanzig und einigen Jahren der bekannte Vertrag mit Rom errichtet wurde, saß ich zu den Füßen eines berühmten Lehrers der Geschichte. Er würdigte mich seines Vertrauens und richtete an mich die unvergeßlichen Worte: Dieser Vertrag wird Preußen Unheil bringen. Kaum erst durch die Großmuth deutscher Fürsten wieder auf seinen Stuhl erhoben, würde der Papst, bei ernster Sprache mit ihm, mit der Hälfte der Concessionen zufrieden sein. Man muß ihm dictiren, was er haben soll. Ob ich es erleben werde, sprach der Professor, weiß ich nicht. Sie junger Mann, Sie werden es gewiß erleben, daß der Großmuth Ihres Königs auf das Undankbarste vergolten wird. Was jener Lehrer zu mir mündlich sagte, hat er drucken lassen, doch wurde seine Zeitschrift augenblicklich unterdrückt. Er hat es erlebt, daß es ganz so gekommen ist, wie er prophezeiete. Die Geschichte ist das Weltgericht. Man kann die freie Rede unterdrücken, aber die Folgen, die verderblichen Folgen eines solchen Verfahrens, sie kann man nicht hindern. Unsere jetzigen kirchlichen Verhältnisse verlangen die freieste Discussion, und sollte sie nicht gestattet werden, so wird man alsbald mit Schrecken gewahren, was daraus folgt, wenn man die Macht der öffentlichen Meinung zu gering anschlägt und nach eigenen Phantasieen seine Lieblingsmeinung durchzuführen sucht.

Was wir wollen? Neben dem freien Worte die freie That.

Jeder baut sich sein Haus nach eigenem Geschmack. Für jeden Hausbau aber gilt die Regel: Man fängt unten an. Diesem Grundsatze folge ich, und fange mit dem Ausbau meiner Kirche unten an.

Vorweg aber erst Folgendes: Ich halte die gegenwärtige Zeit zur gründlichen Aufrichtung einer Kirchen-Verfassung für die ungünstigste, die sich denken läßt, darum, weil

unsere Staatsverfassung jetzt in voller Gährung, in voller Entwickelung begriffen ist. Der Staat muß ganz nothwendig hier den Vortritt haben. Erst wenn seine Zustände geordnet sind, darf die Kirche der Beachtung unterliegen. Beides, das Geistliche und Weltliche zu gleicher Zeit oder bunt durch einander ergreifen, hieße beide Theile unvollendet lassen. Hätten wir eine durchgängige bürgerliche repräsentative Verfassung, so würde ich unbedenkich der Presbyterial- und Synodal-Verfassung das Wort reden. Unsere Provinzialstände aber stehen neben der reinen Monarchie noch auf so niedriger Stufe da, daß sie auf meine Plane für die Kirche keinen Einfluß haben. Darum stimme ich in diesem Augenblicke lediglich für eine Ausbesserung der bisherigen kirchlichen Verfassung, der Consistorial-Verfassung nämlich, abstrahire von allem Idealen und beschränke mich allein darauf, das Mögliche, das Wünschenswerthe, das Nothwendigste zu bezeichnen.

Was wir wollen? Neben dem freien Worte die freie That, so hieß unser Grundsatz, den wir hier auf bestimmte gegebene Verhältnisse anwenden wollen.

1) Die Kirchen-Collegien.

Unser Landrecht, welches dadurch, daß im Verlauf eines halben Jahrhunderts manche seiner Mängel deutlich zum Vorschein gekommen sind, nichts an seinem Werthe verliert und seinem Urheber unvergängliche Ehre bringt, enthält die Grundzüge einer Kirchen-Ordnung, die noch heute beachtet und ausgebildet zu werden verdienen. Wir meinen hier das, was unser vaterländisches Gesetzbuch von den Kirchen-Collegien, den Kirchen-Vorständen und von den Rechten der Kirchen-Gemeinden sagt.

Sind es auch nur wenige Sätze, die hierüber aufgestellt werden, so gestatten sie dadurch einen weiten Spielraum, daß sie den Grundsatz der Observanz ehren und eine weitere Entwickelung jener Bestimmungen mit Rücksicht auf die Ortsgewohnheit gestatten. Darin, daß vom Anfange dieser

Gesetzgebung an bis jetzt die Geistlichen derselben am fernsten standen, d. h. sich am wenigsten um dieselbe bekümmerten, und sich der Pflege der heilsamen Institute der Kirchen-Collegien und Kirchen-Vorstände so höchst selten unterzogen, liegt die Ursache vieler verderblichen Folgen. Wir hätten gar nicht müssig darauf lauern, träge darauf warten sollen, bis von oben unsere eigenen Zustände geordnet würden, wir hätten selbst Hand anlegen und, gestützt auf unser Landrecht, die Bestimmungen unsers Ortsgewohnheitsrechts sammeln, und selbst neues Leben in das Erstorbene bringen sollen. Wir selbst sind Schuld daran, daß von oben Alles gegeben wird, was uns helfen soll, denn wir sitzen, wie die Morgenländer, mit übereinandergeschlagenen Beinen, die lange Pfeife in der Hand, auf der Erde, und warten mit großer Seelenruhe ab, was kommen wird. Wir lesen in den Zeitungen die Beschreibungen der Feste, und sagen höchstens, wenn wir etwas sagen: Allah ist groß! — Das muß anders werden. Wir müssen etwas von uns hören lassen und müssen gehört werden. Auch die weiseste Oberbehörde ist nicht im Stande, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, wenn wir nicht unsere wahren Bedürfnisse erkannt und an das Licht gezogen haben. Mit Erlassen: so solls unten sein, ist nichts geholfen; wir bitten vielmehr um Genehmigung dessen, was die Besten unter uns als das Beste erkannt, berathen und empfohlen haben.

Zweckmäßige Ausbildung der gesetzlich vorhandenen Kirchen-Collegien und Kirchen-Vorstände nach vorgängiger Anhörung tüchtiger Geistlichen und tüchtiger Kirchen-Glieder, das bezeichnen wir als das erste und allernothwendigste Stück einer neuen Kirchen-Ordnung. Daß sich dieser Gegenstand in der ärgsten Verwirrung befindet, und daß nichts leichter sei, als die von gedachten Collegien gefaßten Beschlüsse auf dem Rechtswege anzugreifen und umzustoßen, ist allbekannt.

Unserm Vorsatze getreu, von allem Idealen zu abstrahiren, uns anzuschließen an das Bestehende, und anzudeuten,

wie ohne große Mühe lebhaft gefühlte Mängel abzustellen wären, steigen wir eine Stufe höher hinauf und erwähnen eine Beamtenclasse, die seit der Reformation sich allgemeine Achtung und die Anerkennung ihrer großen Nützlichkeit erworben hat, nämlich:

2) Die Superintendenten.

Die Superintendenten. Dieses so unverkennbar zweckmäßige geistliche Aufseheramt hat im Verlaufe der Zeit eine solche Verrückung von seinem rechten Standpunkte erfahren, daß es, ohne alle Uebertreibung sei es gesagt, ein Gegenstand des öffentlichen Mitleids geworden ist. Als Schreiberposten weltlicher Behörde, steht dieses Ehrenamt in solchem Mißcredit, daß sich krank meldet, wer es übernehmen soll, und wer es auf sich hat, dasselbe loszuwerden sucht. Ja, so grell ist dieses Mißverhältniß, daß man sich genöthigt fand, den jungen Geistlichen in der Bestallung die Verpflichtung aufzulegen: die Superintendentur nicht auszuschlagen. In jeder andern Branche würde das Aehnliche verspottet werden. Was würde wohl ein Lieutenant sagen, wenn man in's Patent die Worte schriebe: Lieutenant darf sich niemals weigern, Capitain und Chef der Compagnie zu werden? Diese einzige Maßregel ist ganz allein schon hinreichend, uns zu überführen, daß hier nicht Alles in Ordnung sei. Es ist ein Schreiberposten, hierin liegt Alles. Darum hat man sich auch genöthigt gesehen, die größeren, angesehenen Ephorieen zu verkleinern und höchst unpassend zu zersplittern. Wenn überhaupt die kirchlichen Institute eine öftere Umwandlung nicht vertragen, so konnte auch dieses eingeschlagene Verfahren zu größerm Ansehn des Ephoralamts nichts beitragen, sondern auf dasselbe nur nachtheilig wirken. Es wurden der Superintendenten dadurch zu viel, wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß bei der obwaltenden Vielschreiberei fast kein anderes Mittel übrig blieb. Diese offenkundige Papierverschwendung ist aber lediglich Folge der unglückseligen Centralisation, jenes beklagenswer-

then Mangels an freier Bewegung bei den Unterbehörden, die beständig schriftlich anfragen müssen, und ohne vorhergegangene schriftliche Anfrage sich nicht rühren dürfen, und ihre Hände überall gebunden sehen. Eingepreßt in lästige Formen, leisten diese achtungswerthen Beamteten nicht halb so viel, als sie leisten würden, wenn sie nach eigenem Ermessen da, wo es Noth thut, helfen dürften. Man stelle tüchtige Männer für größere Sprengel an, und lasse entweder Alle oder Keinen colloquiren, da Parteilichkeit uns tief empört. Statt der steifen Conduitenlisten, statt der noch steiferen dreijährigen Kirchenvisitationen setze man die Superintendenten in den Stand, an Ort und Stelle nach Bedürfniß einzuschreiten. Dazu gehören zwei wesentliche Stücke. Einmal, eine angemessene Entschädigung für Diäten gleich den Landräthen, sodann ein Hülfsprediger für jede Diöces, welcher den abwesenden Superintendenten vertritt in seiner Parochie, und den erkrankten oder abwesenden Parochianen Beistand leistet. Daß die Ephoralgebührentaxe die Kirchencassen oft übergebührlich belaste, ohne im Allgemeinen den Superintendenten hinreichende Entschädigung zu gewähren, ist überall bekannt. Die enge Verbindung unserer Diöcesen mit den Kreisbehörden, der Superintendenten mit den Landräthen hat, so weit wir sehen konnten, überall nur vortheilhaft gewirkt, und es würde wirklich nur zu beklagen sein, wenn auch hier die Priesterpartei eine Absonderung durchsetzen sollte. Macht irgendwo ein matter Landrath eine Ausnahme von der Regel des freundlichen Entgegenkommens, so wollen wir billig sein und sagen: es mag auch Superintendenten geben, die bald zu viel und bald zu wenig fordern. Nochmals erklären wir: Ein Superintendent, der nur einmal jährlich zur Abnahme der Kirchenrechnung, oder gar wohl bloß im dritten Jahre bei der Visitation in jeder Parochie persönlich auftritt, alles Andere jedoch mit Schreiben zwingen muß, bleibt in seiner Amtsführung gelähmt an Fuß und Hand.

Wir schreiten weiter zur Regierung und zum Consistorio.

3) Das Consistorium.

Ihre zeitherige Verbindung war nach Vieler Meinung nicht ganz rechter Art. Doch möchten wir eben das, was Vielen nicht gefallen hat, für ein der Kirche widerfahrenes Glück betrachten. Der Streitpunkt ist folgender. Das Consistorium besorgt die inneren, die Regierung die äußeren Angelegenheiten der Kirche; jenes prüft die Geistlichen, diese stellt sie an; jenes empfiehlt gewisse Veränderungen, diese weis't das Geld an, prüft den Kostenpunkt u. s. w. Das sieht komisch aus, man denkt unwillkürlich an die Trennung von Leib und Seele; die Theorie hat Vieles gegen sich, die Praxis aber mildert das Anstößige dieser Sonderung unendlich. Beide Collegien sind an Einem Orte, haben Einen Oberpräsidenten, der Director des Consistoriums, so wie die Consistorial-Räthe, haben Sitz und Stimme in der Kirchenabtheilung der Regierung. Wenn diese Geistlichen ihre Angelegenheiten gehörig vertreten, und in richtigem numerischen Verhältnisse zu den weltlichen Beamten stehen, so ist die Zusammensetzung mehr scheinbar als wirklich ungünstig. Wenn freilich das ganze Consistorium einer großen Provinz an seinem Sitzungsorte nur aus zwei Geistlichen besteht, welche beide zunächst auf ein bedeutendes Seelsorgeramt angewiesen sind, von denen der einflußreiche Erste sich nicht entschließen kann, den Sessionen der Regierung beizuwohnen und hier die Interessen seines Standes pflichtmäßig zu vertreten, auch öfters auf Reisen ist, so daß die ganze Last der cursirenden Geschäfte auf den Schultern des Zweiten ruhet, so bleibt nur das ein Wunder, daß diese Consistorialuhr noch so leidlich geht, und nicht schon längst total in's Stocken kam. Die Schulmänner aber und die weltlichen Räthe, die mit halfen, haben uns durchaus den großen Schaden nicht gebracht, über den man einseitig genug klagt. Sie haben uns namentlich bewahrt vor dem überwiegenden Ein-

flusse einer Partei, die wir im Vorstehenden oft und deutlich genug geschildert haben. Sieht man sich die Leute näher an, die bereits seit Jahren Versprechungen der Beförderung für den Fall in der Tasche tragen, daß die Weltlichen verdrängt und die Priester zur Herrschaft erhoben werden, so kann man Gott nicht genug danken, daß die herrlichen Aussichten unserer Frömmler bis jetzt weiter Nichts sind, als eben Versprechungen, welche sie in der Tasche tragen.

Sollen die Consistorien zu vollen Ehren und zu einer segensreichen Wirksamkeit gelangen, so muß die Zahl ihrer geistlichen Mitglieder zunächst eine bedeutende Vermehrung erhalten, damit die vorfallenden Geschäfte nicht bloß auf das Nothdürftigste abgewunden, auch die verschiedenen Glaubensrichtungen im Collegio vertreten werden. Man stelle auch Consistorialassessoren an, d. h. man gebe einigen der tüchtigsten Superintendenten eine Zulage (vom Gehalte Eines Consistorialrathes kann man sechs Assessoren bezahlen), und lege ihnen die Verpflichtung auf, zu bestimmten Zeiten sich am Sitze des Consistoriums einzufinden, oder man veranlasse die Superintendenten, von Zeit zu Zeit im Collegio zu erscheinen und über ihre Sprengel mündlich zu berichten, damit jene mangelhafte, zu den größten Mißgriffen führende, vornehme Unkenntniß mancher Herren ein Ende nehme. Man räume den Superintendenten, gleich wie Aehnliches mit den Landräthen bei der Regierung der Fall ist, Sitz und Stimme im Collegio ein, so oft sie in demselben erscheinen mögen. Dann brauchte man auf Geschäfts- und Vergnügungsreisen nicht ferner Lohnkutscher, Gastwirthe, Dienstboten auszuforschen, oder an öffentlichen Wirthstafeln das Gespräch auf Geistliche zu bringen, um »höchst schätzbare Nachrichten« einzusammeln; dann würden die gedrückten Superintendenten sich gehoben fühlen und manche Verhältnisse, die schriftlich mehr verwickelt als entwickelt werden, mit leichter Mühe zu ordnen sein.

Statt das Regierungscollegium für die Kirchenverwal-

tung neben das Consistorium hinzustellen, nehme man in das Consistorium tüchtige weltliche Räthe auf, welche den oft einseitigen geistlichen Eifer mildern und die zur Willkür Geneigten fein auf dem Wege des Rechts erhalten. Daß ein weltlicher Beamter Präsident des Consistoriums sei und bleibe, das verlangt die Ehre des Staats und eine tausendjährige Erfahrung, welche bewiesen hat, wohin sich selbst überlassene, rein geistliche Macht führte. Vor Allem aber bitten wir, die hochwürdigen Consistorien aus dem erniedrigenden Zustande gänzlicher Abhängigkeit, in welchen sie versunken sind, bald möglichst zu befreien. Eine so hohe, einflußreiche Provinzialbehörde muß nothwendig, soll sie Segen stiften, freien Spielraum haben und das Recht, viele Zustände selbstständig zu ordnen. Dieses ewige Anfragen oben, dieses ewige auf Antwort Warten von oben, dieses Hinüberziehen der Consistorialdirectoren nach oben, dieses Gängeln und Leiten macht den niederschlagendsten Eindruck auf die Untergebenen, vermehrt die Schreiberei, raubt die Zeit, lähmt den ganzen Organismus. Daß man in der Entfernung Alles besser wissen, Alles besser kennen will, als die in der Nähe befindlichen pflichttreuen Beamten, das ist ein Leiden, welches sich in meinem Vaterlande durch alle Geschäftskreise hindurch erstreckt. Freiheit, innerhalb feststehender gesetzlichen Grenzen, ist darum keine Willkür. Den großen Unterschied zwischen Freiheit und Willkür haben wir in unseren Tagen kennen zu lernen reichliche Gelegenheit.

Dieselbe freie Unabhängigkeit von allen störenden Einflüssen nehmen wir für das hohe Ministerium des Cultus in Anspruch.

4) Das Ministerium.

Dasselbe allein vertritt den Staat, der Kirche gegenüber, und übt das Oberaufsichtsrecht; dasselbe allein ist verantwortlich für jeden Uebergriff, den sich zudringliche Parteien erlauben möchten. Gewisse Rücksichten vorschieben, gegen klares Recht und eigene Ueberzeugung handeln, das ist oben

unmöglich. Ein Cultusministerium, ohne selbstständige Thätigkeit, wäre eine unverantwortliche Behörde, nein, die vollständigste gesetzliche Gewalt muß in dieser hohen Stelle ruhen. Als die Gedächtnißfeier des hochseligen Königs begangen werden sollte, fragte der Cultusminister zuvor an, ob an diesem höchsten Trauertage des Landes mit allen Glocken geläutet werden sollte, und eine besondere Cabinetsordre entschied bejahend. Scheint das nicht dafür zu reden, daß zu viel gefragt und zu viel geschrieben wird? In unseren oberen und obersten Behörden ist die Humanität so einheimisch, daß an einen Mißbrauch der Gewalt so leicht gewiß nicht zu denken ist, darum gönne man ihnen wie uns möglichste Freiheit. Wären wir mehr als Gliederpuppen, wenn wir uns bloß dann rühren dürften, wenn am Drahte gezogen wird? —

Nun noch einige Blicke auf drei wichtige Institute, welche der Kirche vorarbeiten, Seminarien, Gymnasien und Universitäten.

5) Die Seminarien.

Der Schullehrerseminarien kenne ich zwei. Eins von diesen zeichnete sich bis vor Kurzem aus durch strenge Disciplin und auffallend schlechten Religionsunterricht, welcher letztere hauptsächlich im Auswendiglernen der Perikopen und anderer Bibelstellen und im wörtlichen Hersagen der vom Director gegebenen Erklärungen bestand. Allgemein wurde von dieser Anstalt behauptet, daß in ihr die Seminaristen weder selbst Religionsunterricht noch Anleitung empfingen, ihn Anderen zu ertheilen. Nicht Wissenschaft, nicht Disciplin allein entscheiden bei der Wahl des Dirigenten, billig sollte der Charakter die Hauptsache sein. Es giebt Anstalten, in welchen die Seminaristen ihr Leben für den Director lassen, sich freuen, sich glücklich schätzen, wenn sie in seiner Nähe sind; es soll aber auch eine solche geben, in welcher, wie der Director nach oben heuchelt und kriecht, auch die Seminaristen ihn bloß ehren, wenn er gegenwärtig ist, und mit Sehnsucht auf die Stunde harren, wo sie

die Zwangsanstalt verlassen. — Die Weisheit der Oberbehörde hat uns vor einem heftigen Losbruch des alten Kampfes zwischen Kirche und Schule dadurch bewahrt, daß sie den Vorschlag, durchgängig den Seminardirectoren die Aufsicht über die Landschulen zu übertragen, fallen ließ. Was wir vor zwölf Jahren warm und öffentlich empfohlen haben *), wurde in diesem Jahre ausgeführt, und den Candidaten der Theologie Gelegenheit gegeben, die Seminarien kennen zu lernen. Hoffentlich ist auch diese Maßregel nur provisorisch, und werden in der Kürze auf den Landesuniversitäten Anstalten errichtet werden, welche den künftigen Geistlichen gründlich zeigen, was sie als Schulaufseher zu leisten haben.

Welche herrliche Gelegenheit bietet z. B. Halle in seinen ruhmvollen Frankeschen Stiftungen dar! Aber Freiheit, nur Freiheit fordern wir auch hier. Ein Seminar auf einer Universität muß die Hauptkraft in sich selber und nicht bloß in Rescripten haben. Die Heftigkeit des Kampfes für und gegen die Abhängigkeit der Volksschule von der Kirche erkläre ich mir aus der großen Verschiedenheit der Lokalität. Die meisten Geistlichen meiner Umgebung ertheilten früher Unterricht und waren Lehrer. Fast alle halten fest an einer freisinnigen Auffassung der christlichen Wahrheit, und leben in einer so glücklichen äußern Lage, daß jene kleinlichen Reibungen zwischen Pfarrer und Lehrer, die wohl sonst vorkommen, hier zu den größten Seltenheiten gehören. Die Lehrer finden sich recht gut in ihre Stellung, und der Wunsch nach Veränderung kam mir nie zu Ohren. Kein Wunder, wenn ich daher der fernern Verbindung zwischen Kirche und Schule in meiner Gegend das Wort rede. Dagegen bin ich gezwungen einzuräumen, daß es andere Bezirke geben mag, wo die Abhängigkeit des Lehrers vom Pfarrer als drückendes Joch erscheint. Zu dieser Annahme zwingt mich die unverkennbare Autorität so vieler wackeren Männer, welche über

*) Vgl. Wanderung zur Kirche. Magdeburg bei W. Heinrichshofen. 1832. Seite 220 und 221.

jene Verbindung laute Klage führen, und der Umstand, daß sich a priori wohl gegen die Emancipation der Schule schwerlich etwas Tüchtiges erinnern läßt. Das aber ist ganz gewiß, daß die Vertreter dieser Idee keinen ungünstigern Zeitpunkt wählen können, als den jetzigen, wo selbst Juristen und Soldaten durch die Kirche ihr Glück zu machen suchen. Zweifach aber ist mein heftiges Verlangen hinsichtlich des Volksschulwesens. Der Staat muß, ja er muß, er mag wollen oder nicht, wie dem Kinde vom fünften Lebensjahre an, so den Kleinen vom zweiten Lebensjahre an seinen Schutz, seine Aufsicht, seine Fürsorge widmen. Bekanntlich stirbt die Hälfte unsers Geschlechtes in der Kindheit. Aber, so gewiß wie von meinem Dasein, bin ich davon überzeugt, daß von den Kleinen, die vom zweiten bis zum sechsten Lebensjahre sterben, mindestens ein Drittel aus grober Verwahrlosung eine Beute des Todes wird. Seit Herausgabe meiner Schrift über die Erziehung des Landvolks *) habe ich meine ganze Aufmerksamkeit diesem wichtigen Gegenstande zugewandt. Hier ertrinkt ein unbeaufsichtigtes Kind im Brunnen, im Bache, im Troge; dort erstickt es im Rauche, oder verbrennt sogar. Gebissen vom Hunde, geschlagen vom Pferde, unter den Rädern des Wagens büßt es sein Leben ein. Die eisige Luft des Frühlings, das unreife Obst des Herbstes vernichtet den Lebenskeim. Ja, ganze Schaaren sterben am Scharlach und Friesel, nicht wegen Mangel an Arznei, sondern aus grober Verwahrlosung.

Hierher richtet Euere Blicke, Ihr Staatsmänner und Menschenfreunde. Nicht in Syrien, nicht in Indien sucht Euern Nächsten auf. Nothleidend und hülflos lebt er mitten unter Euch in Euerm Volke, dem erst dann wahrhaft geholfen wird, wenn der Staat, wenn die Gemeinde sich der verlassenen Kinder annimmt und sie gewöhnt zum Guten. Die allgemeine Einführung von Kleinkinderschulen, von Kinder-

---

*) Ueber die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit. Von Carl Bernhardt König. Halberstadt bei Friedrich August Helm. 1840.

bewahrungsanstalten wird nicht ausbleiben, sie muß erfolgen, sagen wir, nach jenem Gesetze der Nothwendigkeit, welches alle Verbesserungen im Staate zur Reife bringt. Erst tritt Einer, es treten Mehrere auf, und reden der Verbesserung, dem Fortschritte das Wort. Sie stoßen auf Widerstand, die Reibung erfolgt, der Streit beginnt, der Vorschlag wird allgemein besprochen und geprüft, die öffentliche Meinung schlägt sich in's Mittel, sie fordert das Bessere, und die Weisheit der Gesetzgeber benutzt die Stimme des Volks und beachtet sie. Darum nur nicht den Muth verloren Ihr Freunde des Volks, Ihr Beförderer der Kleinkinderschulen, Du, wackerer Blumröder *) und Ihr anderen Alle, die Zeit wird ohne Zweifel kommen, wo der Staat herzutritt und statt Hunderttausende auf die Gefängnisse zu verwenden, der Verwahrlosung, der Ausartung des jüngsten Geschlechtes vorzubeugen sucht. Redet laut, ermüdet nicht zu schreiben, sucht kräftige und einflußreiche Männer für Euere Anstalt einzunehmen und was bisher dem Zufalle und dem guten Willen Einzelner überlassen blieb, wird sich nach wenigen Jahren der sorgfältigsten Pflege des Staats zu erfreuen haben. Auf solchem Wege gedieh bisher unser Volksschulwesen, dem jedoch die beste Unterlage fehlt, die Kleinkinderschule. Mögen ältere, in ihre eigenen Ansichten hineingelebte und verliebte Männer diesem Fortschritte abhold sein, sie erliegen, ach, wie bald vielleicht, dem Gesetze der Sterblichkeit, und das nachfolgende Geschlecht wird sich nicht mit dem begnügen, was die Alten schufen, es wird weiter schreiten, und in jeder Stadt- und Landgemeinde eine Anstalt gründen, welche die Kleinen aufnimmt und ihren Leib bewahrt und ihre Seele rettet.

Dann wird auch der zweite meiner Wünsche in Erfüllung gehen, es wird höhere Bauernschulen geben. Der Sohn des begüterten Landmannes wird auf dem Lande selbst Gelegenheit empfangen, sich mehr Kenntnisse, sich mehr Bildung

---

*) Vgl. die Verwahranstalt für kleine Kinder, von Pastor Blumröder in Marlishausen. Leipzig bei Schreck 1840.

anzueignen als sein Knecht, sein Tagelöhner. Städtische Bildung taugt für ihn nicht. Ein unternehmender, thatkräftiger Lehrer wird in einer wohlhabenden Gegend den Anfang machen, und eine Zahl junger Landleute über das Ziel der gewöhnlichen Schule hinausführen. Dem Publikum wird der große Nutzen solcher Institute einleuchten und die Fürsorge des Staats wird die hochwichtige Angelegenheit zu der seinigen machen. Aus Holstein ist mir die erfreuliche Kunde geworden, daß dort mehrere Bauerschaften zusammengetreten sind, und ein solches Institut errichtet haben, wie ich Seite siebenundneunzig jener Volksschrift vorschlug, und ein Mitglied des Landtags der Provinz Westphalen meldet mir, daß man dort Aehnliches beabsichtige. Der von mir scherzhaft gebrauchte Ausdruck: »Pädagogium« hat seine volle Wirkung gehabt. Die Gegner sind — echte Buchstäbler — über das Wort hergefallen und haben daran herumgezerrt, der Gegenstand ist viel besprochen worden, und für die Ausführung der Sache ist die Bahn gebrochen. — Geld, Geld zur Verbesserung der traurigen Lage der armen Volkslehrer rufe auch ich. Sollen sie warten, bis die Gemeinden helfen, so können sie lange warten. Der Staat hat hier ein altes, großes Unrecht gut zu machen.

6) Die Gymnasien.

Die Gymnasien verlangen mit ihrem Religionsunterrichte unsere volle Aufmerksamkeit. Viel ist hierüber geschrieben und Mancherlei angeordnet worden. Mat hat das Beten empfohlen, Lehrbücher verboten, den alten Catechismus Luthers restituirt. Ist damit nun Religion hineingekommen in die Gelehrtenschulen? Wer sie heraushaben will, der biete dieser Jugend den alten Lehrbegriff; dann glaubt sie mit den Lehrern gar Nichts, dann stellen sich die Gymnasiasten beim Confirmationsunterrichte des Geistlichen in's hinterste Glied und lesen im Tacitus, oder spotten darüber, daß der alte Adam in uns täglich soll ersäuft werden; dann gähnen die

Lehrer im Unterrichte, und wünschen, daß die Stunde zu Ende sei.

Nach unserer Ansicht darf im Religionsunterrichte auf Gelehrtenschulen mit dem alten Lehrbegriffe der Kirche nach Lutheri Catechismus nicht begonnen werden. Die Jugend versteht das nicht, ist nicht empfänglich dafür und bleibt ungerührt. Das ist und bleibt Gedächtnißkram und weiter Nichts. Jeder Religionsunterricht aber, selbst bei der zartesten Jugend, soll das Gefühl beleben, und die Denkkraft heben. Unten muß begonnen werden mit der Frage: Was ist der Mensch? Seine Kräfte und Vorzüge zeigen seine Bestimmung. Wer hat ihn so hoch begabt? Der in der Natur sich deutlich offenbaret, offenbaret sich am herrlichsten im Menschen selbst. Natürliche Religion, Vernunftreligion, Belebung des sittlichen Gefühls, das ist und bleibt das erste, das nothwendigste Stück, das giebt die sicherste, die beste Grundlage für alle Zukunft. Diesen Unterricht, nicht eine Last sondern eine Lust der Schüler, hat nicht zu ertheilen ein Lehrer, der in anderen Fächern nicht zu gebrauchen ist, sondern der, welcher das meiste Ansehn bei den Schülern genießt, und mit wahrer Herzensfreude zum Werke schreitet. In den höheren Classen wird gezeigt, wie Alles, was die Vernunft von Gott ergründet, was der Wille an Kräftigung erfordert, was das Herz an Trost bedarf, am deutlichsten, am reichlichsten, am einfachsten uns dargeboten wird durch Jesum. Mit Innigkeit wird der reifern Jugend an's Herz gelegt, wie die Lehre Jesu für alle Zeiten, für alle Verhältnisse sich als die angemessenste erweise, und der vernünftige Mensch nichts Klügeres und nichts Ersprießlicheres für sein wahres Lebensglück thun könne, als in die innigste, geistige Gemeinschaft mit dem zu treten, welcher der Stifter des Gottesreiches auf Erden ist. Mit Nachdruck werde hingewiesen auf die mächtige Umwandlung, welche das Christenthum vollbrachte, und auf den beklagenswerthen Zustand dessen, von welchem wir sagen: Er hat keine Religion. Die inhaltsreichsten Stellen der Schrift müssen in solchen Stunden gelesen werden,

der Grund zur Duldung gegen Andersdenkende, zur echten Toleranz ist hier schon zu legen. In der That läßt sich keine schönere Stellung denken, als die des Directors einer solchen wichtigen Anstalt, welcher, von gebildeten Jünglingen umgeben, diesen mit Begeisterung an das Herz legt, wie alle Sprachen und alle Wissenschaften nur dann einen Werth haben, wenn ein durch christlichen Sinn veredeltes Gemüth sich ihrer bemächtigt, um der Menschheit so viel zu nützen als möglich ist. Wahre Weihestunden des Lebens müssen es sein für Lehrer und Schüler, wenn beide den göttlichen Funken in ihrer Brust hegen und pflegen, und sich in der Ueberzeugung stärken, daß all unser menschliches Wissen zuletzt im Glauben aufgeht. Leicht, sehr leicht muß es dem würdigen Manne fallen, zu zeigen, daß die verschiedenen Auffassungsweisen des Christenthums, nach denen Einige sich an die Person, Andere an die Lehre des Stifters halten, dem Christenthume selbst nicht zum Vorwurfe gereichen, vielmehr auch ihr Gutes haben, und bleiben werden, so lange die Welt steht und es Menschen giebt. Leicht, sehr leicht muß es auch werden, den Beweis dafür zu liefern, daß nicht jeder Christ sich seine Kirche nach Gefallen bauen kann, und daß nicht Form und Buchstabe, sondern der Geist entscheidet, welcher frei bleibt, frei auch da, wo äußerer Zwang gefunden wird.

Bei der ausgezeichneten Sorgfalt, mit welcher unsere Oberbehörde bei der Auswahl von Gymnasialdirectoren zu Werke schreitet, — denn das können wir doch mit Wahrheit sagen, daß wir bei weitem der Mehrzahl nach recht tüchtige Directoren haben, — stände zwar anzunehmen, daß der Religionsunterricht auf unseren Gymnasien nichts zu wünschen übrig ließe, und daß nur Schüler entlassen würden, deren religiöse Ausbildung nach Kräften erfolgt sei, doch wirkt hier häufig störend ein der Zwang, der allenthalben herrscht. Wie viel mag über diesen Gegenstand rescribirt worden sein? Ein tüchtiger Director muß auch hier, um mit Lust und Eifer zu wirken, freiern Spielraum haben. Das von oben gesandte Religionslehrbuch thut es wahrlich nicht. Die Sätze, die

nicht gefallen, werden überschlagen, oder was noch schlimmer ist, kritisch beleuchtet werden, und der Unmuth tödtet die Freudigkeit. Ein Religionslehrbuch, ein Catechismus für alle Schulen des Landes, dürfte sein großes Bedenken haben. Sollte man aber wirklich gesonnen sein, in der Person frommer Candidaten der Theologie den gelehrten Schulen besondere Religionslehrer beizugeben, so möge man nur darauf achten, daß sie nicht fromm sind im argen Sinne des Wortes, damit nicht die übrigen Lehrer sich veranlaßt und verpflichtet fühlen, einzureißen, was jene aufbaueten. Dieser Rath ist gewiß ganz zeitgemäß, denn wer wüßte es nicht, daß in unseren Tagen kirchliche Rechtgläubigkeit mit echter Frömmigkeit gar häufig verwechselt werde?

7) Die Universitäten.

Universität und Lehrfreiheit sind unzertrennlich mit einander verbunden. Die oberste Aufsicht über beide muß so schonend, so unmerkbar sein, als möglich. So wenig die weltliche Verwaltung, als der Einfluß der Kirche, darf hier sichtbar werden; die theologische Facultät steht höher als jedes Consistorium, so verlangt es die Wissenschaft. Viele behaupten ein ungebührliches Vordrängen der Kirche in unseren Tagen, und auch hier nur, wie allenthalben, der begünstigten Partei, und führen als Beweise die Zurücksetzung, die augenscheinliche Zurücksetzung freisinniger Theologen und die Wahl der Examinatoren an, durch deren Anstellung man freilich die akademische Jugend zwingen kann, wen sie hören soll. Doch auch dieses Treiben währt gewiß nur kurze Zeit, und die Geschichte, welche einen Wöllner nicht verschonte, wird mit Jedem eben so verfahren, der ein gleiches Religionsedict verfassen sollte, allen Warnungen zum Trotz.

8) Die historische Grundlage.

Vor Kurzem war das Schiboleth mancher Staatsmänner: Die historische Grundlage. Das ist ein Paar weiter Beinkleider, die alle, auch die schlechtesten Beine bedecken.

Sieht man denn nicht ein, daß man mit einem so weiten Grundsatze Alles aufstellen kann, was man will? Dann fort mit der Souverainität der ehemaligen Reichsfürsten, fort mit Lutherischen, Reformirten und Unirten, das heilige römische Reich und der Papst theilen sich dann in die bewohnte deutsche Erde. Die historische Grundlage scheint das Gelüst zu sein, neue Mißbräuche auf dem Grunde alter Mißbräuche einzuführen. Was lehrt nicht Alles die Historie! Aber die wichtigste ihrer Lehren scheint man ganz zu überhören: Daß, trotz des allgemein verhaßten Instituts, welches von dem verruchtesten aller Päpste, Alexander dem Sechsten, seinen Ursprung leitet, dennoch die Wahrheit sich ihre Bahn zu brechen weiß.

Pro aris et focis.

Ich bin ein geborener Republikaner und habe republikanische Grundsätze mit der Muttermilch eingesogen. Wie? Das bekennt ein preußischer Unterthan und wird nicht eingesteckt? Das sagt ein evangelischer Geistlicher und die Kanzel wird ihm nicht verboten? Das schreibt ein deutscher Schriftsteller und der Censor streicht es nicht? Geduld, meine lieben Herren, lassen Sie mich doch erst ausreden. Meine unbedeutende Person erblickte das Licht der Welt in den Tagen, wo der Friede von Campo Formio geschlossen wurde, in einer jener kleinen Republiken, welche den stolzen Titel einer kaiserlichen freien Reichsstadt führte. Der gesammte Umfang meines Vaterlandes betrug, salva venia, vier Quadrat-Meilen, und gewann erst größere Bedeutung, als im Jahre Tausendachthundertunddrei der ganze preußische Staat dazu geschlagen wurde. Ich bin also eigentlich nur so lange Republikaner gewesen, als ich ein kleiner dummer Junge war, und aller geistige Gewinn, den ich aus jener preiswürdigen Verfassung davon getragen habe, mag darin bestehen, daß ich bis Fünfundzwanzig zählen lernte: so viel Stadtsoldaten hielt nämlich meine Vaterstadt. —

Die einzigen Thränen, welche ich meinen Vater weinen sah, hat er über die Preußen vergossen. Ich weiß das noch, als ob es gestern war. Er stand mit mir im Casino am Fenster. Mitten auf dem Markte waren die uns Kindern höchst wichtigen Fünfundzwanzig aufmarschirt. Da entstand plötzlich ein Volksgedränge. Kanonen rasselten heran und

die Kanoniere trugen brennende Lunten. Ein mit goldenen Schnüren behangener General mit seinen Adjutanten ritt hinterdrein. Vierundzwanzig Tambours schlugen Sturmschritt, daß die Fenster klirrten, und tausend stolze Preußen rückten alle auf die fünfundzwanzig Stadtsoldaten los. Diesen armen Teufeln mochte angst und bang sein. Bald aber commandirte der Graf von Wartensleben: Streckt's Gewehr! Da legten sie folgsam ihre Flinten auf die Erde hin, griffen mit der Hand an die Patrontaschen, machten Kehrt und dankten ihrem Schöpfer, daß sie mit heiler Haut davon gekommen waren. Vom Markte flog ein Courier von dannen, der Seiner Majestät meldete, wie in Folge geschickt getroffener Maßregeln meine Vaterstadt ohne Schwertstreich und Blutvergießen erobert worden sei. Ich konnte mich nicht satt sehen an den herrlichen Preußen und jubelte laut; meinem Vater aber rieselten die Thränen von den Wangen und er sagte wehmüthig zu seinem Jüngsten: Mein Kind, Du weißt es nicht, welch' ein merkwürdiger Tag der heutige für Deine Vaterstadt ist. Die alten kaiserlichen freien Reichsbürger waren an Wien gewöhnt, kannten Preußen größtentheils nur von Seiten der Werber, und die waren wahrlich nicht liebenswürdig. Wir Kinder hielten es mit den Söhnen des alten Fritz. Schon am folgenden Tage theilten wir Knaben uns in zwei Theile, in Preußen und in Kaiserliche, und daß die Kaiserlichen die schönsten Schläge bekamen, versteht sich von selbst. Wenn ich schöne Leute sah mit Stern und Ordensband in meinem Vaterhause und neugierig fragte: Wer ist denn der fremde Mann? so hieß es mit steigendem Wohlgefallen: Das ist ein Preuße. Wie viele Organisations-Commissarien sind damals bei uns eingekehrt!

Nur drei Jahre währte die preußische Herrlichkeit, aber sie war groß. Der stattliche König und die wunderliebliche Königin beglückten die Vaterstadt mit ihrer Gegenwart. Die erscheinenden höheren Staatsbeamten waren so erleuchtete und humane Männer, daß man gern mit ihnen verkehrte. Die ganze Haltung des preußischen Regiments war so vä-

terlich wohlmeinend und so hoffnungerregend, daß sein Sturz die aufrichtigste, die tiefste Trauer fand, und beim Beginn des deutschen Freiheitskampfes Alles, was Waffen tragen konnte, sich unter die preußischen Fahnen stellte. — Auch mein Vater war nicht karg mit seinen Söhnen. Ein Weihegottesdienst segnete uns und unsere Freunde ein für den heiligen Krieg, wir nahmen aus seiner Hand vor Tausenden das heilige Abendmahl darauf, daß wir tapfer streiten wollten, und ich glaube, wir haben Wort gehalten. Mein Bruder blieb dreißig Jahre lang als Officier im Heere. In meinem Abschiede steht zwar geschrieben, daß ich neun Monate diente, es sind aber nur zwei gewesen. Ich habe zwei Monate gedient und die übrige Zeit gehinkt, denn die Franzosen schossen mich schon in der ersten Schlacht durch und durch.

Ich bin früh in's geistliche Amt gelangt, im Alter von zweiundzwanzig Jahren, und habe in drei verschiedenen Pfarrstellen Gelegenheit empfangen, meine Erfahrung zu bereichern. Eine siebenjährige Assistenz in der größern Ephorie-Verwaltung meines Vaters und die mehrjährige selbstständige Führung einer Diöcese haben meinen Gesichtskreis erweitert. Ich kann aus langer Dienstzeit nur zwei Fälle nennen, wo ich mich durch den Staat verletzt fand. Das eine Mal geschah dies im neunjährigen vergeblichen Kampfe für Gewährung der gerechtesten Ansprüche meiner Mutter, in welchem jedoch, zu unserm höchsten Troste, von Anfang bis zu Ende Friedrich Wilhelm der Dritte auf unserer Seite blieb. Im zweiten Falle brachte mich die wirklich ungemeine geschäftliche Taktlosigkeit eines, in anderer Beziehung reichlich begabten Oberen dahin, daß ich mir, mit Permiß zu sagen, Revanche nahm und der Sache, der es hauptsächlich galt, einen guten Dienst erzeigte. Sonst habe ich das große Glück gehabt, mit vorgesetzten Personen und Behörden im freundlichsten Vernehmen zu stehen. Zwei Denksprüche, welche ich mir mit großen Buchstaben beim Anfange meiner amtlichen Thätigkeit in's Tagebuch schrieb und fortwährend im Herzen hatte,

haben mir wesentlich geholfen. Der erste hieß: Zersplittere Deine Kraft nicht dadurch, daß Du Dir Dein Ziel zu weit steckst. Damit behielt ich in meinen ersten Gemeinden meine nächste Umgebung vor Augen und, was ich angriff, griff ich fest an und führte es aus. Wenn ich später mir ein größeres Publikum erkor, so hatte daran die günstige Aufnahme meiner frühesten schriftstellerischen Versuche großen Antheil, doch habe ich auch hier mir drei Grenzpfähle gesetzt, über die ich nicht hinausgehe, sie heißen: Kirche, Schule, Vaterland. Mein anderer Sinnspruch lautet: Trachte nicht nach dem Ruhme des Verdienstes, sondern nach dem Verdienste selbst. Das ungezügelte Jagen nach äußerer Auszeichnung, welches den Charakter verdirbt und echte Bürgertugend immer seltener macht, mag immerhin, durch äußere Umstände begünstigt, noch eine Zeit hindurch fortdauern, es wird ja auch wohl, wie jeder Mißbrauch, seine Endschaft erreichen. Es fängt schon jetzt an, anstößig und verächtlich zu werden. Personen und Behörden haben mich mit vielem Wohlwollen behandelt, es hat mir zur rechten Stunde an Gönnerschaft nicht gefehlt, ich habe vom Staate unendlich mehr Gutes empfangen, als ich verdiene. Ich muß das sagen, um den völlig nichtigen Vorwurf von mir abzuwenden, als wolle ich den obersten Landesbehörden mit dieser Broschüre wehe thun, eine Opposition hervorrufen oder Händel anfangen. Das wäre von meiner Seite schlechter als schlecht, es wäre undankbar.

Ich täusche mich nicht über meine Stellung, und sehe recht gut ein, daß ich für meinen Widerspruch nur Unangenehmes für meine Persönlichkeit zu erwarten habe. Dafür kann mich im glücklichsten Falle Schriftstellerruhm nicht entschädigen. Ich kenne die Welt und weiß es, daß unter Hunderten, die sich im Stillen an meinem Freimuthe laben, noch nicht einmal Zehn sind, welche den Muth besitzen, mir öffentlich beizupflichten. Auch ist der Widerpart in großem Vortheile. Er ist wachsam, hält zusammen, spart die Dinte nicht und Schimpfwörter noch weniger, der wird mich packen,

mich zauseln, mich in den Koth treten, Alles zu Ehren seines alleinseligmachenden Glaubens. Dennoch rede ich, weil ich meinen König und mein Vaterland über Alles liebe und weil mir mein Amt heilig ist.

Ich habe die feste, vielgeprüfte Ueberzeugung, welche die achtbarsten Männer mit mir theilen, daß, ohne die empfindlichsten Nachtheile für die Krone, den Staat und die Kirche herbeizuführen, auf dem bisher bei Organisation unserer kirchlichen Zustände eingeschlagenen Wege nicht fortgefahren werden darf. Die ergiebigste Quelle aller Noth ist hierbei das maßlose Regieren, Rescribiren und Decretiren der weltlichen Macht in der christlichen Kirche. Wie fern das Verfügte aber häufig dem Leben und dem Bedürfnisse steht, wissen die am besten, welche als Geistliche das Vorgeschriebene auszuführen haben. Anfangs galten die Bestrebungen dem äußern Gottesdienste, und es hielt schwer genug, sich Gehorsam zu verschaffen; jetzt unterliegt die christliche Lehre selbst einem fremdartigen Einflusse, welchen abzuwehren, und gegen welchen offen und nachdrücklichst anzukämpfen, die Pflicht jedes echten Protestanten ist.

Der alleinige Grund unsers Glaubens ist die heil. Schrift, und vernünftig ist und bleibt es, und das Seelenheil fördernd, zwischen ihren klaren und dunkeln Stellen, zwischen den Aussprüchen des Meisters und denen seiner Jünger, zwischen ihrem Geiste und ihrem Buchstaben einen Unterschied zu machen. Die Lehre zu bestimmen, ist zunächst Sache der Lehrer, und eine mehr als tausendjährige Erfahrung zeugt dafür, daß, bei der verschiedensten Auffassung der christlichen Wahrheit, die christlichen Lehrer, wenn sie sonst nur tüchtige Männer sind, achtbare Schüler bilden können. Weder das Alte Testament noch das Neue kennt einen abgeschlossenen Lehrbegriff. Da ist nirgends die Spur eines Systems, überall nur faßliche Volksreligion. Nun wird zwar zu allen Zeiten die christliche Lehre einer wissenschaftlichen Behandlung unterworfen bleiben müssen, wenn sie nicht bald in Irrthum und Aberglauben aus-

arten soll, Religion aber und Theologie sind wesentlich verschieden.

Wir haben mehr Theologen als Religions- oder Volkslehrer. Freilich sind die Theologen auch darnach. Denn wie kann man Leute Theologen nennen, welche vor dem Lichte der philosophischen Forschung sich fürchten, kritische Studien verketzern, den sprechendsten Zeugnissen der Kirchengeschichte ihr Ohr verschließen und deren ganze theologische Gelehrsamkeit in geschickter dialektischer Behandlung gewisser Sätze der alten Dogmatik besteht? Da ist es denn kein Wunder, wenn Männer, die sich nie mit Theologie beschäftigen, in kurzer Zeit Theologen werden, über die Fortschritte der Wissenschaft die Achsel zucken, und hoch und theuer versichern, daß sie den wahren Glauben haben? Den christlichen Lehrbegriff will man feststellen, um Einheit in die Lehre zu bringen, hat man denn aber vergessen, was anno 325 zu Nicäa geschah? Dort hat man auch den Lehrbegriff festgestellt, um Einheit herbeizuführen, und glücklich bewirkt, daß in den folgenden Jahren nicht mehr und nicht weniger als vierundachtzig Ketzereien vorhanden waren, wie der heilige Augustinus schreibt. Hat man denn wirklich vergessen, was zur Zeit der Reformation sich zutrug bei Abfassung der Concordienformel? Will man denn mit Gewalt Streit entzünden, Heuchler bilden und der Welt ein scandalöses Schauspiel bieten?

Noch ist es nicht so weit gekommen und manches kräftige Wort wird erst dazwischen fallen; aber, wenn es dahin käme, was würde die Folge sein? Von zehn Geistlichen würden bei der Charakterlosigkeit vieler Zeitgenossen vielleicht neun unterschreiben und annehmen, wenn aber der zehnte, welcher die Unterschrift verweigerte, die neun fragte: Aber Brüder, wie konntet Ihr unterschreiben, da Ihr über die Sache eben so denkt wie ich? Alsdann würden die neun erwidern: Warum sollen wir uns Unannehmlichkeiten bereiten? Unsere Unterschrift kann unsere Ueberzeugung nicht ändern, wir glauben und lehren, was wir zuvor geglaubt

und gelehrt haben und lassen Alles beim Alten. — Nun wird in die Welt geschrieben: Von zehn Geistlichen ist kaum Einer zurückgeblieben, welcher böswillig Widerstand leistet! So ist's mit der Union ergangen, so war's mit der Agende und so kann's wieder kommen. Auf die Schriften der Reformatoren hat man sein Auge geworfen, und die Nachgiebigsten unter den Symbolikern sagen: Wenigstens die Augsburgische Confession müsse festgehalten werden. Was spricht aber der Mann dazu, der diese Schrift entworfen hat? Melanchthon schreibt an Camerarius Folgendes:

»Daß Du die Augsburgische Confession in das Griechische umgießen willst, freuet mich, weil die Studirenden statt meiner schmucklosen Schrift Deine zierlichere in die Hände bekommen werden und sie mehr Leser finden wird. Ich wünschte jedoch, daß Du die kurzen Kapitel mit längeren Erklärungen ausstattetest. Niemand unterstützte mich damals, und es gab keine kleine Verwirrung von gelehrten Hin- und Widerreden. Jetzt würde ich dieselben Sachen um ein Bedeutendes anders einrichten und einige Punkte ausführlicher vorlesen.«

Ja, Luther äußert sich über Melanchthon's Schriften in folgender Weise:

»M. Philippus hätte Apologiam Confessionis
»zu Augspurg nimmermehr geschrieben, wenn
»er nicht so getrieben und gezwungen wäre wor-
»den. Er hätte es immer wollen besser machen.«

Einen solchen rein menschlichen, zufälligen Ursprung, einen solchen offenbar nur historischen Werth haben diese Schriften, und für uns sollen sie zum papiernen Papste dienen?

Aber, höre ich manchen Schwankenden fragen, was soll denn aus der Kirche werden? Soll der Staat gleichgültig zusehen, wenn Philosophen dieselbe zum Gegenstand ihrer Angriffe machen, wenn Sprachforscher in Zweifel stellen, was bisher für gewisse Wahrheit galt, wenn Kirchendiener selbst den Lehrbegriff der Kirche eigenmächtig verlassen

und ihre eigene Weisheit predigen? Soll der Staat gleichgültig zusehen, wenn die ehrwürdige alte Kirche zusammenstürzt und ihn wohl selbst in ihren Fall hineinzieht?

Ich will hierüber ganz offen meine Meinung sagen. Die christlichen Wahrheiten haben es sich von jeher gefallen lassen müssen, daß die Philosophen an ihnen ihr Heil versuchten und sich bemühten, theils das Uebereinstimmende, theils das Abweichende ihrer eigenen Ansichten hervorzuheben. So geschah es von den Tagen des Johannes, des Paulus an bis auf Hegel's Zeit herab. Das Christenthum als Volksreligion, welche Lehre und That zugleich ist, widerstrebte zu allen Perioden dem Zwange eines philosophischen Systems, und hat von diesem am wenigsten zu fürchten gehabt, von der Zeit an, wo die Quelle seiner einfachen Wahrheit, die heil. Schrift, durch zahllose Abdrücke allen Freunden des Evangeliums zugänglich wurde. So groß auch immer der Ruf mancher Philosophen und so laut das Geschrei ihrer Anhänger war, daß ihr Meister der rechte sei, so sind doch gar manche philosophische Systeme schon mit ihrem Begründer zu Grabe gegangen, und die anderen sind, nach manchen merkwürdigen Verwandlungen, ihnen einige Jahrzehnde später nachgefolgt. Oft schon frohlockte die philosophische Schule über ihren Sieg, bis oft plötzlich ihre Glorie ein Ende nahm. Die sogenannte christliche Kirche hat in diesem Wechsel und Ringen der Systeme manchen kräftigen Stoß, auch wohl manches zum Theil große Loch bekommen, die christliche Lehre aber hat sich bis zu dieser Stunde unversehrt erhalten. So war's bald zweitausend Jahre hindurch und so wird's auch wohl ferner bleiben. Nicht die christlichen Zeloten, welche zu allen Zeiten Zeter schrieen und sich jämmerlich geberdeten, wenn ein großer Philosoph zu lehren anfing, haben die christliche Wahrheit erhalten, das hat sie selbst gethan. Es giebt wirklich nichts Lächerlicheres, nichts Thörichteres als die Furcht, daß irgend Eins dieser ephemeren philosophischen Systeme das Christenthum stürzen werde. Unter diesem Vorwande hat man Wolf verjagt und

den Verfasser der Briefe über Perfectibilität aus dem Lande getrieben; heute aber werden, die es thaten, ausgelacht, und die Namen der Geächteten strahlen in um so schönerm Glanze. Es sind gar wackere Leute diese verketzerten Philosophen. Sie kleiden die alte Wahrheit in ein neues Kleid, tragen Sauerteig in die Masse, und bewirken, daß wir Anderen nicht einschlafen auf dem Großvaterstuhle des Kirchenamtes, sondern immer wieder von neuem uns Rechenschaft geben von dem Grunde des Glaubens, den wir predigen. Darin liegt die Ursache der Feindschaft zwischen Philosophen und Theologen. Jene können das Necken nicht lassen, und diese müssen, um jener willen, auf ihrer Hut sein, und gefaßt auf eine kluge Antwort. Wer aber den Philosophen den Mund verschließt, thut arge Sünde.

Aber mit den Sprachforschern, wie sieht es da aus? In der, durch die ganze Welt verbreiteten, lutherischen Bibelübersetzung steht irgend ein Satz. Nun treten die Exegeten auf, und sagen: das steht nicht im griechischen Text, Luther hat weniger Griechisch verstanden, als heute ein Primaner versteht, er hat selbst aus der unrichtigen lateinischen Uebersetzung geschöpft. Soll man das leiden, daß solcher Gestalt unsere kirchliche Uebersetzung der Bibel angefochten wird?

Da kommen die neuesten Schriftausleger und behaupten, man müsse auch auf die Bibel, wie auf jedes alte Buch, die grammatisch-historische Methode anwenden, man müsse zunächst den buchstäblichen Sinn festhalten und sich dann in die Zeiten und in die damalige Lage des Verfassers versetzen, und nicht zu leichtgläubig Allegorieen suchen, die gar nicht beabsichtigt wurden.

Da lassen sich Stimmen vernehmen, welche erklären, mit den Ueberschriften der einzelnen Bücher der heil. Schrift dürfte man es nicht so genau nehmen; so könne Moses die seinen Namen tragenden fünf Bücher unmöglich geschrieben haben, weil in diesen Büchern von seinem Tode die Rede sei, und mancher Psalm Davids sei nicht von David, weil

er sich offenbar auf die lange nach David eingetretene babylonische Gefangenschaft beziehe. Oder: Wenn im Propheten Daniel Kapitel vier Vers dreißig geschrieben steht: Nebukadnezar fraß Gras wie die Ochsen, so sei das nicht eigentlich zu verstehen und kein Glaubensartikel, sondern wahrscheinlich nur eine gehässige Uebertreibung. Oder: Die vier Evangelien seien erst lange nach dem Tode Jesu abgefaßt, und in jeder dieser Denkschriften lasse sich der rein menschliche Charakter des Verfassers wiedererkennen.

Sollen nun solche Ansichten verlautbart werden dürfen, welche den Glauben des Schwachen stören, soll da nicht die Polizei dazwischen treten und den Verkauf solcher Bücher verbieten? Um der Schwachen willen auch den Starken die bessere Speise entziehen, wäre offenbar ungerecht, und Polizei und Wissenschaft reimen sich nicht besser zusammen als Christ und Türke. Warum ließ der Römische Senat früher, und später Augustus, die Sibyllinischen Bücher sammeln und verbrennen? Warum, um nicht zu weit auszuholen, hat Jesus selbst keinen Buchstaben geschrieben, warum seinen Schülern keine Sätze dictirt, warum hat er keine einzige Schriftrolle hinterlassen? Ich kann mir keinen andern Grund denken als den, weil er nicht wollte, daß sich die Leute über den geschriebenen Buchstaben zanken sollten. Sein Denkspruch hieß: Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Darum kam es seinen Jüngern auch lange nach seinem Tode nicht in den Sinn, seine Lehre aufzuzeichnen, und darum verfaßten sie, die schlichten Männer, erst später Lebensbeschreibungen von dem, dessen Lehre sich schon weit verbreitet hatte. Und wenn er von seinem Worte das Nämliche sagt, was Psalmisten und Propheten längst vor ihm von Gottes Wort behauptet hatten: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht, so hat er höchst wahrscheinlich, dabei die Bibelstellen, die geschriebenen Worte, nicht im Sinne gehabt, welche die Rechtgläubigen unserer Tage bescheidener Weise auf ihr System beziehen. —

Der Protestant betet in der Schrift keinen papiernen Gott an,

er unterscheidet den göttlichen Geist und die menschliche Hülle; er erkennt in dem gedruckten Buchstaben kein unantastbares Heiligthun, sondern fordert mit vollem Rechte, daß aller nur denkbare Fleiß aufgeboten werde, um mit Hülfe der Wissenschaft die Schrift von menschlichen Irrthümern zu reinigen. Hoch erhaben über allen Köhlerglauben steht auch hier der herrliche, deutsche Luther da. Sein Scharfsinn hat errathen, in welchen Kampf das Licht der Wissenschaft mit dem alten Herkommen gerathen werde, deshalb spricht er in seiner derben Weise:

> Der Teufel riecht den Braten; denn, wenn die Sprachen aufkommen, so kriegt sein Reich ein Loch, das er in seinem Leben nicht wieder zustopft.

Die heiligen Schriften entziehen wollen den Gesetzen der Kritik und Interpretation, welchen alle alten Schriften unterliegen, heißt, diese Schriften selbst verächtlich machen. Was nicht zu halten ist, muß aufgegeben werden. Laßt immerhin so manche bisherige Annahme ihre Widerlegung finden, die Hauptsache bleibt gültig in Ewigkeit.

Und die Kirchendiener? Nun, die giebt es nicht in der protestantischen Kirche, die Geistlichen wenigstens sind es gewiß nicht. Diese sind und bleiben nichts Anderes, als Diener des göttlichen Wortes, und der Höchstgestellte unter ihnen ist nur primus inter pares. Daß man so gern und mit aller Gewalt eine Kirche will, ein hierarchisches Gebäude im Staate, dessen Bewohner über dem Volke stehen, und ebendeshalb immer weiter drängen, um über den Staat zu kommen! Ein wesentliches Kennzeichen der Hierarchie ist das in sich Abgeschlossene; so stellt sie sich im jüdischen Priesterthume, so in der römischen Kirche dar. Mit Beiden hat das Gottesreich keine Aehnlichkeit, in ihm waltet Freiheit und Gleichheit. Die protestantische Kirche, welche das hierarchische Gewand zerrissen und abgeworfen hat, jetzt wieder nach altem Zuschnitt kleiden wollen, heißt das Unmögliche versuchen. Bischöfe finden sich wohl und Zionswächter,

auch ein bestimmter Lehrbegriff mag erfunden werden, aber der Gehorsam fehlt.

Man hat hierauf eingewendet, wenn der Lehrfreiheit keine Grenzen gesteckt würden, so könne ja ein christlicher Prediger auf seine Kanzel treten und den türkischen oder heidnischen Glauben predigen! Nun ja, das kann er, möglich bleibt das immer; das kann er aber auch dann, wenn er die symbolischen Bücher unterschrieben hat, denn ihr werdet doch nicht in jede Kirche »welche abschicken«, die horchen? Es ist das, offen sei es gesagt, ein recht einfältiger Einwand, bei der wissenschaftlichen Ausbildung und nach den überstandenen Prüfungen unserer Theologen, noch so etwas zu fürchten. Und wer will denn die Grenzen der Lehrfreiheit ziehen? Die oberen Geistlichen? Nun die sind, was die Lehre betrifft, nicht mehr und nicht besser als wir; sie haben mit uns die nämliche Bildung genossen, und ihre Staatsämter beziehen sich lediglich auf das Aeußere.

Wollte man nur ein klein wenig aufrichtig sein, so würde man offen eingestehen, daß jene Furcht vor feindseligen Angriffen auf das Christenthum von Seiten der Geistlichen ganz unbegründet sei. Im Hintergrunde stehen ganz andere Motive. Man will gern das Bischen Teufel, was hin und wieder noch in den Köpfen der Leute spukt, wieder restauriren, um besser losdonnern zu können auf die sündige Welt, und Knalleffekt zu machen in seinen Vorträgen. Denn das ist ausgemacht, auch vor dem kleinsten Pfäffchen fürchtet sich das Volk, wenn jenes den Teufel zur Seite hat. Obgleich in der heil. Schrift selbst keine Sylbe steht von der heiligen Dreifaltigkeit und von der Erbsünde, und obschon sich genau nachweisen läßt, in welchem spätern Jahrhunderte und durch welche leidenschaftliche Männer jene Lehren in Aufnahme gekommen sind, und obgleich man eben von diesen Vorgängen abnehmen sollte, daß, bei einer herrschenden Kirche, selbst baarer Unsinn Jahrhunderte hindurch aufrecht gehalten werden kann, so möchte man dennoch gern jene Lehren nicht sinken lassen, weil man sonst gewisse Fort-

schritte der Wissenschaft einräumen, und die Abhängigkeit der christlichen Lehre von dem jedesmaligen Standpunkte der Wissenschaft zugestehen müßte. Von der Anselmschen Satisfactionstheorie schweige ich in diesem Schriftchen aus guten Gründen. Nein, eine Kirchenlehre, eine isolirt dastehende, stabile, den gewöhnlichen Gesetzen des Denkens widerstrebende, Kirchenlehre wollen wir nicht, und wenn unser priesterliches Ansehn noch so hoch dadurch steigen sollte. Nicht im Dunkeln, nicht im Unbegreiflichen liegt die sittenreinigende, erhebende und beseligende Kraft des Evangeliums, sondern in seiner Klarheit und einleuchtenden Wahrheit. Wie hätte Jesus das Licht des Lebens werden können, wenn er als Lehrer des Volks sich nicht hätte erheben dürfen über die Vorstellungen seiner Landesreligion? Wie hätte Luther wirken können, was er leistete, wenn er nicht angreifen durfte, was sich überlebt hatte? Was sollte zuletzt aus uns werden, wenn wir nicht heraustreten dürften aus dem engen Kreise eines dogmatischen Lehrgebäudes, dessen Unvollkommenheiten handgreiflich und auch dem denkenden Theile des Volks längst sichtbar geworden sind?

Das scheint man gar nicht zu bedenken, daß, wenn es auch gelänge, uns Geistlichen zum Stillstande in unserm Denken zu bringen, die da draußen, um derenwillen wir da sind, unaufhaltsam fortschreiten, und daß es höchst gefährlich sei, zwischen ihnen und uns eine Scheidewand zu errichten! Oder hofft man dadurch vorzubeugen, daß man unseren Schulen eine andere Einrichtung giebt, mehr berechnet auf die Kirche als auf das Leben selbst? Nimmer, nimmer wird sich die gesammte Schule wieder als Magd der herrschenden Kirche gebrauchen lassen.

Auch vom Staate will gesprochen sein.

Daß die Idee des christlichen Staates sich in unseren Tagen überall geltend macht, ist eine erfreuliche Erscheinung. Auf dem Wege aber, der zur Verwirklichung dieser Idee führen soll, scheint man sich zu verirren. So wenig man den Bettler für einen christlichen Bettler erklären kann,

welcher mit den Worten: Christi Blut, Gerechtigkeit u. s. w. zur Thür hereindringt, eben so wenig wird der Staat ein christlicher Staat genannt zu werden verdienen, welcher seine Gesetzgebung auf gewisse Bibelstellen gründet oder von dem Lehrbegriff der herrschenden Kirche abhängig macht. Ein christlicher Staat ist kein anderer als der, welcher nach den ewiggültigen Grundsätzen des Christenthums regiert wird. In einem christlichen Staate betrachtet der Regent sich Gott verantwortlich für Alles, was er denkt und thut. Da sucht die Obrigkeit die Grundsätze der Gerechtigkeit, der Sittlichkeit, des Friedens allenthalben aufrecht zu erhalten. Da wählen die Unterthanen die Frömmigkeit nicht zum Deckmantel der Bosheit, sondern fürchten Gott und ehren ihren König von ganzem Herzen, erkennen die weltliche Obrigkeit als eine göttliche Ordnung an, und schätzen höher noch als allen äußern Gottesdienst das Durchdrungensein vom Geiste der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe. Das ist der christliche Glaube. Er ist nicht ein Festhalten an den von mehr oder minder in Vorurtheilen befangenen Menschen in Worte gefaßten Bekenntnissen, er ist der rechte Geist und das rechte Leben, uns von Keinem so reichlich, so liebreich, so untrüglich dargeboten, als von Christo unserm Herrn. Nicht darum schon war Friedrich Wilhelm der Dritte ein christlicher König, weil er die kirchliche Union bewirkt, oder die kirchliche Agende eingeführt hat, er war es, weil er ein trefflicher Vater seinen Kindern, ein zärtlicher, treuer Gatte seiner Gemahlin, ein treuer Freund seinen Freunden, ein Muster vieler Tugenden, und der größte Wohlthäter seines Volkes war. Das ist die ehrenvolle Lichtseite Seines Lebens, das ist Sein höchster Ruhm, das ist Sein unsterbliches Verdienst, daß er Sein Volk nach Gerechtigkeit regierte, Aufklärung, Sittlichkeit, Frieden förderte, daß es die gewissenhafte Sorge Seines edlen Herzens war, Sein Volk mit Gottes Hülfe glücklich zu machen. Neben solchen Vorzügen steht sein Verdienst um Kirchenglauben im Hintergrunde. Eben darum aber auch können wir noch heute den

preußischen Staat einen christlichen Staat nennen, und wenn er es nicht ist, so ist es kein anderer.

Wer wagt an der Gerechtigkeits- und Friedensliebe, an dem hohen, edlen Sinne unsers herrlichen Königs im geringsten zu zweifeln? Welche Staatsverwaltung greift tiefer ein in's bürgerliche Leben, um Kenntnisse, Sittenreinheit und das aus beiden entspringende Glück zum Gemeingute Aller zu machen, welches Volk hängt mit größerer Innigkeit, mit größerer Treue an seinem Königshause, als das unsrige, wo finden denn religiöser Sinn und menschenfreundliche That mehr Anklang als im Preußenlande? Kein Fürstenthron darf sich rühmen, daß er fester stehe als der, auf welchem unser König sitzt. Seine Grundlage ist die unerschütterliche Anhänglichkeit eines aufgeklärten, eines betriebsamen, eines, im Falle der Noth mit der freudigsten Hingebung sich aufopfernden, Volkes. Wahrlich, dieser Thron bedarf sie nicht die morsche Stütze einer veralteten Kirchenlehre, und die haben Rechenschaft zu geben der Mit- und Nachwelt, welche, ihre Zeit und ihr Volk verkennend, unsern frischen Lebensstrom hemmen und an seine Ufer, statt lustig grünender, lieblich blühender und reichlich tragender Bäume, düstere Kreuze von todtem Holze pflanzen wollen. Mag man heute den übelwollend und böswillig schelten, der solche freie Ansicht freimüthig auszusprechen wagt, sie werden sich gewiß verziehen diese Wolken, und die Käuze werden in die Löcher kriechen.

Ich will den Adel auch noch nennen.

Man giebt ihm, nebst so manchem Andern, auch das noch Schuld, daß er nicht fremd sei den halb offenen, halb heimlichen, Bestrebungen derer, welche freiere Richtungen des religiösen Lebens unterdrücken möchten, und giebt als Grund an, daß der Adel die Meinung hege, daß nach der Rückkehr zum alten Kirchenglauben es leicht sein werde, verlorengegangene Vorrechte wiederzugewinnen. Ich will einräumen, daß mancher Junker sich derartig äußern mag, halte aber diese Beschuldigung, gegen den ganzen Stand gerichtet,

für eine Verleumdung. Jedes aristokratischen Uebergriffs erklärter Widersacher, billige ich dennoch nicht die Leidenschaftlichkeit derer, welche dem Adel Haß geschworen haben. Ich studirte zu viel Geschichte, um die Hoffnung derer zu theilen, welche die Vernichtung eines so alten, in so vieler Beziehung ehrwürdigen und so tief in's Volksleben eingewurzelten Instituts für eine leichte Sache oder wünschenswerth erachten. Ich für meine Person finde, unumwunden sei es ausgesprochen, Adelstolz weit weniger unerträglich als Priesterstolz. Unserm Adel, in seiner großen Mehrzahl, kann nicht vorgeworfen werden, daß er die Winke der Zeit unbeachtet lasse. Wohl erkennend die mächtige Gewalt des Goldes, befleißigt er sich augenscheinlich der umsichtigen Verwaltung seiner Güter, und Mäßigkeit, Ordnungsliebe, Selbstbeherrschung sind an die Stelle früherer Extreme getreten. Wohl beachtend die Forderung des Tages, wendet der Adel viel auf tüchtige Ausbildung seiner Söhne, und, ist im Staate ein Ruhm der Tapferkeit, ein Ruhm der Wissenschaft, ein Ruhm der Kunst, dem Adel gebührt davon sein voller Antheil. Man steige hinauf bis in den Geheimrath des Königs, man steige herab bis zur untersten Behörde des Landes, man wird überall mit leichter Mühe alte Namen finden, welche die neue Zeit begriffen haben, und deren Verdienste um unser Vaterland unbestritten bleiben. Daß diese edlen Männer aber so befangen sein sollten, daß sie wirklich es für möglich hielten, das, was wirklich todt ist, wieder zu beleben; daß unsere Edelleute so unbesonnen sein sollten, sich, ohne Noth, einzumischen in die theologischen Zänkereien unserer Tage, um ihren Antheil sich zu holen von den Püffen, die es regnen wird, wenn die Altgläubigen ihre Anmaßung noch weiter treiben, das glaube ich nicht.

Unser Adel ist zu klug, um auf großen Umwegen rückwärts das Heil zu suchen, was er, mit weit leichterer Mühe, vorwärts finden kann.

Unser Adel ist zu tapfer, um sich hinter die Kapuze zu verkriechen und den modernen Bischöfen die Schleppe zu tragen.

Unser Adel ist zu stolz, um eine Zeit herbeizuwünschen, wo Beichtväter und Gewissensräthe, von deren Einflusse die Geschichte so manches Sonderbare zu erzählen weiß, sich zwischen ihn und seine Fürsten drängen.

Nein, nein, unser Adel wird dem Priester keine Kerzen tragen, und wenn er auch nicht, wie Spaniens Granden, bedeckten Hauptes vor seinem Könige stehen darf, so wird er selbst am Throne eine männliche Sprache führen und in gleicher Weise auch an Anderen ein offenes und freimüthiges Wort zu schätzen wissen.

Nicht den Rationalismus der Theologen, das Einzige, was unser Adel zu fürchten hat, ist: Seine unbeschränkte Vermehrung. Und du, mein Deutschland, was sagst du dazu, zu den Reactionsversuchen der Gegenwart? Siehe, ich möchte dir gern in vollem Glanze des Lichtes zeigen die kirchlichen Zustände meines, durch tausend Vorzüge herrlich geschmückten Vaterlandes; das kann ich aber nicht. Ach, ich möchte sie so gern theilen die schöne Hoffnung derer, die an deine fortschreitende Einheit glauben, ich aber befürchte in der wichtigsten Beziehung in den nächsten Tagen nur die Erweiterung der Kluft! Nicht die sorgfältig überwachten und versiegelten Synoden der Geistlichkeit der Hauptstadt, nicht die mit großer Vorsicht abgehaltenen Vorlesungen der Professoren auf unserer, mit königlicher Huld und Gnade überschütteten ersten Landesuniversität, nicht der mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung gestiftete Verein rechtgläubiger Studenten werden den Knoten lösen, sondern ihn noch fester schürzen. Vor fünfundzwanzig Jahren waren wir dem Ziele der Organisation unserer kirchlichen Zustände näher, als jetzt. Damals fing man unten an, und diesmal sitzt das grüne Holz auch wirklich unten.

Damals wollte man hören die Stimme des in seinen Presbyterien vertretenen Volks, damals gestattete man freie Berathung nach unten hin, und erweckte die Hoffnung, daß für Beförderung des kirchlichen Lebens unten ein freier Spielraum geboten, und Ortsgewohnheit und örtliches Be-

dürfniß berücksichtigt würden. Damals wollte man hören und genehmigen. Jetzt will man lehren und anordnen. Drum lauert man unten erwartungsvoll, was von oben kommen werde, und vernimmt aus öffentlichen Blättern nur so viel, daß es in den Synoden oft recht lebhaft zugehe, daß es auf der Universität zwar nicht an berühmten Namen, aber an solchen fehle, welche die Kunst verständen oder den Muth besäßen, für freie Erforschung der Wahrheit zu begeistern, und daß der rechtgläubige Studentenbund von Vielen verspottet werde. Etwas Officielles wissen wir jetzt noch nicht, doch werden die Decrete und Rescripte gewiß nicht ausbleiben. Ob aber auch die geschicktesten diplomatischen Unterhandlungen das erreichen werden, die so zugeschnittene preußische Landeskirche zur deutschen Landeskirche zu erheben, das bezweifeln wir. Hier wird die Einheit einzig und allein von der Freiheit geboren. Nicht die Berliner Theologen, sondern die deutschen Theologen, das deutsche Publikum müssen vernommen werden. Es klingt auffallend, wenn man sagt, die Freiheit führe zur Einheit; man sollte meinen, daß dann Alles auseinander fiele. So ist es aber nicht. Wo Freiheit ist, da waltet der Geist, welcher lebendig macht; dies Leben ist dann die Einheit und die Hauptsache. Wo Zwang herrscht, da regiert die Form und der Buchstabe, welcher tödtet. Wir alle glauben an Gott und an Jesum, und erkennen sie freudig an die beseligende Kraft dieses Glaubens. Darin, in dieser allgemeinen Wahrheit sind wir einig. Wie man aber uns zwingen will, über das Verhältniß des Vaters zum Sohne so oder so zu denken, wie man jenen unsern einigen Glauben zwängen will in Worte und Redensarten, so nimmt der Eine die Formel an, der Andere verwirft sie, und der Streit ist hervorgerufen. Darum sagen wir, nur in der Freiheit ist Einheit. Wie selten aber sind die Beispiele, daß die dem Geiste der Freiheit huldigenden Geistlichen die Lehrfreiheit gemißbraucht hätten, und wie bald haben sie eingelenkt! Daß die Anhänger des Buchstabens aber verketzern und ver-

fluchen, anstößig werden in ihrem blinden Eifer und Streit entzünden, dafür lieferst du, mein deutsches Vaterland, leider die zahlreichsten Belege. —

Aber, so höre ich im Geiste einen hohen Gönner einwenden, Du ungestümer Mann, warum hast Du nicht Geduld und wartest ruhig ab, bis Deine Oberen die nothwendige und begonnene Organisation durchführen? Hierauf habe ich folgende offene Antwort. Mein Vater, ein höchst pflichteifriger Beamter, ist fünfundzwanzig Jahre lang auf die bevorstehende Organisation vertröstet worden, und er ist darüber hingestorben. Auch ich warte nun schon seit zweiundzwanzig Jahren, und die Dinge haben sich mehr verwirrt, als geordnet, und mich peinigt der Gedanke, daß, wenn morgen der Sultan in seinem Harem auf dem Platze bleibt, oder übermorgen Louis Philipp das Zeitliche segnet, unsere ganze kirchliche Reform wieder in's Stocken geräth, was nicht der Fall sein würde, wenn man oben den Gedanken aufgeben wollte, Alles, auch das Kleinste, unten selbst zu ordnen. Von einer reinen Synodal=Verfassung aber erwarte ich, bei dem jetzigen großen Zerwürfnisse unter den Theologen, von meinem hiesigen Standpunkte aus, Wenig oder gar Nichts. Sollen es nach dem Vorbilde der Berliner Geistlichen die Anderen machen, so wird es an unfruchtbaren Dogmen gewiß nicht fehlen. Entweder Consistorien nicht ohne Beistand der Juristen, oder Synoden mit Presbyterien. Wir Geistlichen sind für das Volk da, wollen mit dem Volke wandeln und uns nicht in priesterlichem Hochmuthe vom Volke sondern, oder gar über das Volk stellen. Amen.

Zum Schlusse sei mir vergönnt, mich über meine Sprache zu äußern. Zugegeben wird, daß mancher Ausdruck anders gewählt, manche Härte gemildert werden könnte. Ja, ich räume ein, daß, wenn man aus meinen Bogen eine einzelne Stelle aus dem Zusammenhange herausreißen und nach diesem oder jenem Strafgesetze messen will, man mich strafbar finden kann. Hier verlasse ich mich aber auf die aus=

drückliche Erklärung meines königlichen Herrn, welcher befohlen hat, bei solchen Untersuchungen auf den ganzen Mann zu sehen, auf sein bisheriges Wirken, auf seinen Charakter und besonders darnach zu fragen, ob eine böswillige Absicht zum Grunde liege. Dann aber habe ich Nichts zu fürchten und hoffe freudig zu Gott, daß sich wiederholen werde, was sich mit einem meiner früheren Vorgesetzten zugetragen hat. Er wurde nämlich von einem Collegen gefragt, wie er mit mir fertig werde. Warum? war die Gegenfrage, und die Antwort des Fremden lautete: Ich habe Manches von ihm gelesen, er führt eine scharfe Feder. Ja, sagte lachend mein Gönner, eine scharfe Feder führt er, das ist wahr; er spricht auch ein freies Wort; aber er handelt mild. —

Wer mich nicht näher kennt und Vorstehendes lies't, könnte meinen, ich sei in Beziehung auf meine katholischen Brüder ein intoleranter Mann. Ich habe aber viele Katholiken in meiner Gemeinde und katholische Amtsbrüder in meiner Nähe. Jenen Gutes zu thun und diesen mit Achtung und Liebe zu begegnen, darin setze ich meine Ehre. Bloß für den Grundsatz kämpfe ich.

Mancher mag mich für einen wüthenden Gegner der Pietisten halten. Der echte Pietismus aber und die edle Mystik sind mir ehrwürdig, und mit wahrer Hochachtung denke ich an Amtsbrüder und an hohe und niedrige Familien, die dieser Richtung folgen. Meine Geißel gilt der Heuchlerzunft und dem blinden Verfolgungseifer, diese hasse ich von ganzem Herzen. Ich weiß es, man möchte so gern, daß Alle Eine Sprache, die der Frömmler, redeten. Man möchte gern, wie fremdes Salz, so manche rhetorische Figur, z. B. die Ironie, verbieten. Diese aber ist eben ein herrliches Pulver gegen den Spleen und die Gallsucht derer, die von vernünftigen Gründen nichts wissen wollen, trotz allem gegründeten Widerspruche ihre verkehrten Ansichten und Vorurtheile festhalten und nur damit gezwungen werden können, Rede zu stehen, wenn man sie aus ihrer

stolzen und anmaßungsvollen Sicherheit mit Pfeilen des Spottes herausjagt.

Es müßte schrecklich sein, wenn alle Menschen eine und dieselbe frömmelnde, gleißnerische Sprache führten, etwa wie die der evangelischen Kirchenzeitung. Ja, wenn es jemals dahin käme, dann wäre es Zeit, daß unser Herrgott den Feuerbesen nähme und unsere ganze Zunft von der Erde vertilgte. Wenn dann aber, wie zu Noah's Zeiten, Einer übrig bliebe, welcher der Nachwelt von unserer untergegangenen Generation Kunde brächte, dann wollen wir, zu unserer aller Ehre, wünschen, daß dieser zweite Noah sei ein Alexander von Humboldt und nicht ein Hengstenberg.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Aus dem Tagebuche
des Generals
Fr. Ludw. von Wachholtz.

Zur
Geschichte der früheren Zustände
der
preußischen Armee
und besonders des
Feldzugs des Herzogs Friedrich Wilhelm
von Braunschweig-Oels
im Jahre 1809.

Bearbeitet und herausgegeben
von
C. Fr. von Vechelde.
8°. Fein Velinpapier. geh. Preis: 2 Thlr.

Memoiren
des
Karl Heinrich Ritters von Lang.

Skizzen
aus
meinem Leben und Wirken, meinen Reisen
und
meiner Zeit.
2 Thle. 8°. Fein Velinpapier, geh. Preis: 4 Thlr.

Memorabilien
aus dem
Leben und der Regierung
des
Königs Karl XIV. Johann
von Schweden und Norwegen.
Herausgegeben von
Friedrich Karl von Strombeck.
Zweite vermehrte Auflage.
Gr. 8°. Fein Velinpap., geh. Preis: 1 Thlr.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig
ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christliche Hauspostille.

Zur
Beförderung treuer Pflichterfüllung
in den
engern Verbindungen des Lebens.

Von
Friedrich Ludwig von Kalm,
Doctor der Theologie, Pastor zu Bettmar und Sierße im Herzogthume Braunschweig.

Gr. 8°. Fein Velinpapier. geh. Preis: 1 Thlr. 8 Sgr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

König, Karl B.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staates

Braunschweig 1843

H.ref. 220 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10449680-4